

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



52

- Rezensionen zu Werken von Georgia Summers, Dirk van den Boom, Herbert W. Franke, Jörg Weigand, Thomas Ziegler, Rainer Zitlmann, Gabriele Behrend, David Seinsche und NOVA 35 sowie ein Interview mit Franz Hardt zum Thema des Deutschen Science-Fiction-Preises

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 52 – September 2025

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© September 2025
p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Enrique (Pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schalungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837
ISBN: 978 3 95765 480 9

Zur Sache

Es wird Zeit.

Das Jahr hat sein Ende bereits im Blick. In den Supermärkten finden sich die ersten Angebote für Marzipan, Spekulatius und andere typische Artikel, damit die Menschen sich für den Jahresendspurt warmlaufen können.

Der »REISSWOLF« sieht das entspannt, denn auch wenn es für Weihnachten Bücher gibt, die man mehr oder weniger gut verschenken kann, so sind die hiesigen Rezensionsangebote doch weitgehend saisonneutral. Soll heißen: Fantastische Bücher gehen immer, nicht nur in der dunklen Jahreszeit (obwohl da ganz sicher auch besonders gut).

Auch in dieser Ausgabe des »REISSWOLF« ist das Angebot breit gefächert. Das ist keine gezielte Absicht, sondern ergibt sich quasi von selbst. Und das ist gut so.

Und so wünsche ich einmal mehr eine angenehme und informative Lektüre. Und vielleicht ist ja die eine oder andere Rezension eine Einkaufshilfe. Schön wär's.

Michael Haitel
Winnert, 27.09.2025



Georgia Summers

STADT DER STERNE

(City of Stardust – 2024)

Aus dem britischen Englisch von Urban Hofstetter

Heyne Verlag, Januar 2025, Hardcover, 445 Seiten, ISBN 978-3-453-27483-9

Erben hat immer etwas Ambivalentes. Ja, man bekommt etwas, Grund des Zuflusses ist aber zumeist ein trauriger Verlust. Dies trifft auch auf die zu Beginn des Romans 12-jährigen Violet Everly zu. Sie lebt mit ihrem Onkel in einem heruntergekommenen Anwesen im Nirgendwo, ab und an schaut einmal der andere Onkel vorbei und lehrt dem Mädchen solch Alltagsgeschicke, wie Türen mit Dietrichen öffnen

oder mit dem Messer umgehen. Zur Schule darf sie ebenso wenig gehen, wie Freunde haben oder mit anderen Kindern spielen. Zwar verheimlichen ihre beiden Onkel den Grund für dieses Verhalten lange, doch dann kommt sie ihnen eines Tages auf die Schliche.

Seit Jahrhunderten hängt ein Fluch über den Everlys. In jeder Generation muss ein Abkömmling der Familie Penelope, einer geheimnisvollen Frau ins Ungewisse folgen – man nimmt an, dass das Schicksal derer, die weggehen, ein Schlimmes ist.

Der Plan war denkbar einfach – keine Kinder mehr in die Welt setzen, den Fluch so austrocknen. Doch dann kam Violets Mutter, die eigentlich als Opfer auserkoren war, plötzlich und unerwartet mit einem Baby daher, übergab es ihren Brüdern und verwand – wohin, warum bleibt zunächst offen.

Jetzt ist es also wieder so weit – ein neues Opfer ist fällig. Da Violets Mutter nach wie vor flüchtig ist, würde sich Penelope auch mit Violet begnügen – doch diese hat andere Pläne.

Sie will ihre Mutter suchen, Antworten einfordern und Penelope entfliehen. Als Verbündeten sucht sie sich ausgerechnet Penelopes Lehrling Aleksander aus – der sie vorhersehbar verrät.

Was bleibt ihr? Sie muss versuchen, auf eigene Faust hinter die Geheimnisse der Familien, deren Schlüssel und Langlebigkeit zu kommen. Penelope herrscht seit Äonen über die Familien, zu denen ihre Verwandten auch angehören. Wer aber verbirgt sich hinter der Frau mit dem maskenhaften Gesicht, die nicht von sich verrät und doch innerlich so verzweifelt ist?

Es wartet ein Geheimnis auf sie, das sie zu fremden Gestaden, verlassenen Städten, versprengten Wesen und lamentierenden Sternen führt – immer verfolgt von Penelope, die, um die Tür zu ihrer alten, verlorenen Heimat aufzustoßen und hindurchzugehen bereit ist, buchstäblich fast alles zu opfern – nur sich selbst nicht ...

Wenn der Heyne Verlag einen Debütroman einer bis dato unbekannten Autorin die Weihen des Hardcover und einen aufsehenerregenden Rundumfarbschnitt gönnt, dann ist man im Lektorat zum einen von der Qualität des Textes überzeugt, zum anderen aber auch der Auffassung, dass das Werk seine Fans und Käufer en masse finden wird.

Der Inhalt entspricht auf dem ersten Blick dem Gewohnten. Die Verfasserin wildert hier in entsprechenden Vorbildern. Wir hätten da eine junge Frau, die von einem dunklen Schicksal bedroht, von ihren Verwandten im Ungewissen gehalten wird. Sie macht sich dann auf, die Mysterien zu ergründen. Dabei stößt sie auf eine verborgene Gesellschaft besonders Begabter, eine Feindin, die gottgleiche Kräfte besitzt, jede Menge Geheimnisse – etwa, wie die Familien ihre jeweilige individuelle Unsterblichkeit erreichen – und Hinweise auf andere Universen, Welten und gefallene Sterne. Das ist ein recht munteres Konglomerat an Ideen, die trotz ihrer Gegensätzlichkeit überraschend gut zusammen funktionieren.

Dabei scheinen die Rollen zu Beginn klar verteilt zu sein – hier unsere gute Protagonistin, dort ihre böse Häscherin, die auf ihr Blutopfer besteht.

Im Verlauf der Geschichte wird die Darstellung der Figuren ambivalenter, wird die Motivation der Kontrahenten klar und nachvollziehbar erläutert. Dabei muss sich auch unsere Erzählerin immer wieder neu positionieren, macht sie Entdeckungen, die sie dazu zwingen ihre eigene Rolle, die ihrer Familie und nicht zuletzt die ihrer Mutter zu hinterfragen und neu einzuordnen.

Tief getroffen und im Selbstzweifel gefangen, warum nur ihre eigene Mutter sie verlassen hat, sich scheinbar nicht um sie kümmert, versucht sie ihren Weg zu gehen. Dass sie dabei immer wieder von Menschen, denen sie vertraut hintergangen und enttäuscht wird, prägt ihr Wesen. Dass sie trotzdem ihren Mut nicht verliert, zu sich steht, macht sie für uns Leserinnen und Leser sympathisch. Summers lässt neben Violet aber auch andere Figuren ihren Sichtweise und Geschichte darlegen. So erhalten wir, nach und nach, immer wieder neue Hinweise, die unser Bild von den Geheimnissen der Welten, der Stadt Fidelis immer mehr erweitern. Die mannigfaltigen Sichtweisen stören ab und an den Lesefluss ein wenig – ich wollte immer gerne wissen, wie es mit Violet weitergeht, wurde dann aber durch den Perspektivwechsel ab und an ausgebremst.

(Carsten Kuhr)



Dirk van den Boom

GRABENWELT

Atlantis Verlag Guido Latz, September 2024, Taschenbuch, 336 Seiten, ISBN-978 3864029547

Mit »Grabenwelt« präsentiert Dirk van den Boom den möglicherweise ersten Band einer neuen Military-SF-Serie. Der Roman ist in sich abgeschlossen, auch wenn die überlebenden Protagonisten ihren Blick zu den Sternen richten. Daher böten sich Fortsetzungen an.

Mit »Grabenwelt« geht Dirk van den Boom aber auch einen mutigen Schritt, denn er muss ein Konzept weiterentwickeln, dass Autoren wie Fredric Brown in seiner Kurzgeschichte »Arena«, aber auch Robert E. Howard in seinem Roman »Almuric« schon verwandt haben. Von zahl-

reichen Pulpautoren beginnend mit Edgar R. Burroughs ganz abgesehen.

Der Protagonist wird aus dem Nichts auf einen fremden Planeten »entführt« und in einen Krieg geworfen, den er gegen eine ihm unbekannte Macht führen muss. Andere Menschen finden sich in einem vergleichbaren Szenario wieder und hinter diesen den ganzen Planeten überziehenden Kriegsspielen steht eine bislang unbekannte Macht, die sich anscheinend an den perfiden Spielen erfreut. Aus diesem im Grunde mechanisch stereotypen Szenario einen interessanten und vor allem auch originellen Roman zu machen, ist keine leichte Aufgabe. Über weite Strecken gelingt es Dirk van den Boom, die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln, auch wenn er immer wieder in einzelne Flapsigkeiten zurückfällt und manches lieber einzelne Abschnitte seines Buches konstruiert, als sich natürlich wie überzeugend entwickeln zu lassen. Dadurch wirkt »Grabenwelt« lange Zeit deutlich sperriger als es gegen Ende mit einigen Antworten auf zahlreiche, aber nicht alle Fragen notwendig ist. Hinzu kommt, dass Dirk van den Boom lange Zeit benötigt, um einzelne Charaktere wirklich dreidimensional über ihre pragmatischen Funktionen in diesem Kriegsspiel hinaus zu entwickeln.

Harald Kramer ist Leutnant, 23 Jahre alt und auf einem Auslandseinsatz im ehemaligen Jugoslawien. Die Soldaten sollen den brüchigen Frieden aufrechterhalten. Zusammen mit seiner Einheit wird er auf einen angeblichen Fund von Munition und Waffen aufmerksam gemacht. Sie finden allerdings nur eine seltsame hölzerne Kis-

te. Von einem Augenblick zum Nächsten findet er sich auf einer fremden, von Gräben überzogenen Welt wieder.

Dort leben viele andere Menschen. Sie stammen aus unterschiedlichen Zeiten, können sich aber mittels Technik gut miteinander verständigen. Es sind überwiegend Männer, aber auch einige Frauen wurden immer wieder nach der Begegnung mit einer oder der hölzernen Kiste auf den Planeten versetzt. Das Spektrum reicht von den Römern bis in die Gegenwart, die Harald Kramer vertritt.

Nach einer kurzen Erholungszeit sollen die Neuankömmlinge an der Seite der Routiniers gegen die enigmatischen Spinnenwesen – Klappentext – kämpfen. Eine Verständigung ist von den Kriegsherren nicht gewünscht. Wer den strengen Regeln zwischen Kampf und kürzeren Erholungsphasen nicht folgt, wird drastisch bestraft.

Wie es sich für solche Geschichte gehört, muss der bislang anscheinend ewige Kreislauf der Kämpfe durchbrochen werden, damit die Story sich dynamischer entwickeln kann. Die Spinnen tragen ihren neuen, für Kramer ersten Angriff weit in das Lager der Menschen und überrumpeln sie. Zwar gelingt es den Menschen, die Feinde zurückzudrängen und ihnen große Verluste zuzufügen, aber der aufmerksame Kramer ahnt, dass er sich nicht nur mit den Gesetzmäßigkeiten und den Marionettenspielern im Hintergrund vertraut machen muss, sondern dass es an ihm und einer kleinen Truppe von Vertrauten liegt, den Kreislauf zu durchbrechen.

Die Chance, den Planeten zu verlassen und in die eigenen Zeiten auf der Erde zu-

rückzukehren, ist sehr gering. Aber Kramer will unbedingt die Chance verbessern, mehr als nur bis zum nächsten Kampf zu überleben.

Dirk van den Boom entwickelt die Grundlagen seines Ausgangsszenarios relativ zügig. Kaum in der neuen, unvertrauten Welt erwacht, wird er – die Leser auf Augenhöhe mitziehend – mit den »Fakten« konfrontiert. Natürlich akzeptiert er diese nach anfänglichem Zögern nicht in Stein gemeißelt und versucht, aus dem mörderischen Szenario auszubrechen.

Im direkten Vergleich zu den angesprochenen Geschichten wie Browns »Arena« nutzt Dirk van den Boom einen ganzen Planeten und rückt die Story ein wenig mehr an den umstrittenen, vielleicht satirisch geplanten »Starship Troopers« von Heinlein heran. Nur sind es bei Heinlein Soldaten und keine Zwangsrekrutierten, die gegen tierähnliche Feinde kämpfen müssen. Nur ist vieles auf diesem Planeten in engen Grenzen geplant, auch wenn Aktion und Reaktion sich beginnend mit dem überraschenden Angriff auf das Lager verschieben.

Gegen Ende der Geschichte erweitert Dirk van den Boom das Spektrum. Schon früh hat der Autor eine zweite Handlungsebene, die Perspektive der spinnenartigen Feinde, in die Handlung integriert und macht aus diesen leicht als gesichtslos und austauschbar zu kategorisierenden Feinden Wesen mit einer Zivilisation und familiären Strukturen, die interessanterweise über das hinausreichen, was die Menschen sich in den Lagern aufgebaut haben. Bezeichnend ist, dass die Spinnen Nachwuchs zeugen. Wahrscheinlich ihrer

Natur gegeben, während die Menschen über den oberflächlichen Austausch von Zärtlichkeiten auf der Grabenwelt nicht hinaus kommen.

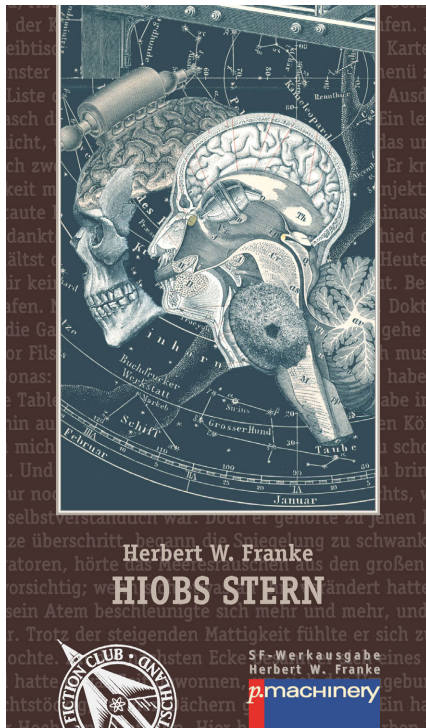
Mit dem Durchbrechen des Konflikts und der Fokussierung auf einen neuen, anderen Feind verschiebt der Autor nach und nach den Plot, bevor die verschiedenen Konflikte und ihrer den Grabenkriegen des Ersten Weltkriegs entlehnten, aber nur selten darüber hinaus extrapolierten Kämpfe den Leser zu sehr ermüden. Der mittlere Abschnitt des Buches wirkt in dieser Hinsicht ein wenig mechanisch.

Gegen Ende mit den Geheimnissen der Grabenwelt nimmt die Handlung zwar wieder Tempo auf, der Leser hat aber das unbestimmte Gefühl, als wenn die verschiedenen miteinander verbundenen Ideen nicht gänzlich neu sind. Wie schreibt Dirk van den Boom so trefflich, mehrere Staffeln *Star Trek* können hilfreich sein? So fühlt sich der Leser auch teilweise, bevor der Autor auf den letzten Seiten den Plot noch einmal nicht grundsätzlich neu, aber anders ausrichtet und die schon angesprochene Basis für weitere Fortsetzungen jenseits der Grabenwelt etabliert.

Military Science-Fiction ist heute kein leichtes Genre. Viele Mechanismen sind etabliert und wirklich neue Plots zu entwickeln, stellt höchste Ansprüche an die Autoren. Viele Schriftsteller folgen in Serienform den bekannten Szenarien und tauschen höchstens die Identitäten der Feinde aus. Oder sie verbinden Komponenten der Military Science-Fiction mit der Space Romance, wie es momentan Petra E. Joerns in ihrer »Im Licht der Ho-

ren«-Pentalogie versucht. Dirk van den Booms »Grabenwelt« fällt ein wenig zwischen die Stühle. Als Roman per se liest sich die Geschichte kurzweilig und Dirk van den Boom wirkt auch als Autor deutlich fokussierter als bei einigen anderen seiner Serien. In den Tentakel-Romanen versuchte er die Quadratur des Kreises, am Rande der Parodie dieses Subgenres und trotzdem ernsthaft eine immer grotesker, vielleicht auch logisch absurder werdende Handlung zu inszenieren, die ihre Originalität und vor allem auch ihr Tempo im Laufe der Fortsetzungen verloren hat. In »Die Kaiserkrieger« kann sich Dirk van den Boom vor einem historischen Szenario deutlich freier bewegen und geschichtliche Ereignisse in seine Plots einbauen. Dadurch wirken diese Geschichten deutlich innovativer. »Grabenwelt« muss sich als Serie wahrscheinlich noch freischwimmen. Als alleinstehender Roman anfänglich trotz zahlreicher Vertrautheiten in seiner Komplexität originell, im mittleren Abschnitt mit zu vielen Längen und einer fehlenden Weiterentwicklung der manchmal eher pragmatisch entwickelten Protagonisten, um zum Ende hin eine weitere, nicht gänzlich unvertraute Komponente einzuführen, die Raum für Fortsetzungen bietet, aber sich auch positiv von den stereotypen Mustern der Military-Science Fiction positiver abhebt.

(Thomas Harbach)



Herbert W. Franke

HIOBS STERN

Science-Fiction-Roman

SF-Werkausgabe Herbert W. Franke, Band 22, hrsg. von Hans Esselborn und Susanne Päch, AndroSF 106, p.machinery, Winnert, April 2024, 180 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 384 0

Als 22. Band der Herbert-W.-Franke-Werkausgabe legt p.machinery mit dem 1988 das erste Mal im Suhrkamp Verlag veröffentlichten Roman »Hiobs Stern« einen ungewöhnlichen und doch für das Spätwerk des Österreichers auch so typischen Roman vor. Das Buch ist bislang nur ein

zweites Mal als E-Book im Heyne Verlag publiziert worden. Robert Hahn geht in seinem informativen Nachwort auf die Stellung des Werkes im Rahmen des Schaffens Herbert W. Franks genauso ein wie den Zeitgeist, der in die wenig emotionale, kalte Zukunft übertragen zwischen den Zeilen mitschwingt.

»Wer kann den Frieden einschätzen, wenn es den Krieg nicht mehr gibt? Erst das Böse fordert uns heraus, das Gute zu verteidigen« so spricht der Unternehmer der ersten Stunde Edvardsson zu Jonas, dem Spezialagenten auf einer schizophrenen Mission. (Seite 157). Das Gegenüberstellenden von Kontrasten und daraus abgeleitet eine Reihe von Entschuldigungen, Manipulationen und schließlich die Einhaltung der rein kapitalistischen und doch an den Sozialismus erinnernden Pläne sind Korsettstangen dieser im Grunde stringenter Geschichte.

Robert Hahn hat in seinem Nachwort recht und irgendwie auch Unrecht. Fasst der Leser den Roman in wenigen Sätzen zusammen, dann steht er aus dieser Perspektive stellvertretend für den Space Operas des Golden Age. Ein Rebell wehrt sich gegen das System; ein Spezialagent wird ausgesandt; die Menschheit befindet sich weiter auf einem Expansionskurs und muss immer wieder gegen Außerirdische kämpfen. Der nach außen getragene Krieg gegen die Anderen bedeutet eine Art inneren Frieden im Inneren (der Menschheit). Und doch ist alles nur eine weitere Illusion, eine Manipulation, wie sie der Leser vor allem in dieser Detailgenauigkeit vor allem bei Philip K. Dick immer wieder gesehen hat.

Im Mittel der Geschichte stehen zwei Männer. Wahrscheinlich sind es nur zwei Männer, während des Epilogs impliziert Herbert W. Franke, dass es auch die Auseinandersetzung eines Mannes – Hiob – gegen unzählige Abgesagte des Regimes – wahrscheinlich Klone, vielleicht auch basierend auf Hiobs genetischem Code – sein kann. Die Grenzen verschwimmen.

Hiob stammt aus eher gehobenen Verhältnissen. Seine Familie ist auf eine paradiesische Welt ausgewandert, auf einem anderen Planeten haben sie eine Insel gekauft, deren Größe Hawaii nahe kommt. Hier haben sie ihre Sommerurlaube verbracht. Aber die Menschheit kann sich keine Paradiese mehr leisten. Die Ökologie der Erde ist zusammengebrochen (ein gängiges Thema bei Herbert W. Franke), vieles wird nur noch über Frühformen der virtuellen Realität gesteuert und entgegen den populären Thesen des »Club of Rome« kann der klassische Kapitalismus nicht nur seine Kinder – die Politiker – fressen, sondern dank der Weiten des Universums und unzähliger neuer Welten sich konsequent ausbreiten. Inzwischen bedarf es nicht mehr neuer Märkte, die Nachfrage scheint wie ein Perpetuum mobile sich selbst anzutreiben. Die Konglomerate hinterlassen ihren ökologischen Fußabdruck oder besser Fußtritt auf vielen Welten und angesichts der politischen Manipulation der Massen sehen es die durchschnittlichen Menschen auch als einzige Möglichkeit an, den Luxus, den Status quo zu erhalten. Zwischendurch werden renitente Siedler oder Außerirdische einfach vom Militär beseitigt. Ein Ende ist nicht abzusehen.

Diesem rücksichtslosen Streben nach außen tritt Hiob mit seiner geheimnisvollen Basis auf Hiobs Stern – die Entlarvung von Hiobs Stern ist nicht nur eine der schönsten Szenen des Buches, sondern auch ein Wendepunkt im Leben seines ewigen Widersachers Jonas – entgegen. Er ist einer der ersten Ökoterroristen, ein Rainbow Warrior im wahrsten Sinne des Wortes, der mit spektakulären terroristischen Aktionen auf sich und seine Botschaft von einem konsequenten Erhalt der Natur da draußen aufmerksam macht.

Die Erde entsendet einen Mann für besondere Mission: Jonas Crueger, ein Agent der Erdregierung C.O.R.E. Diese Form der Abkürzung ist besonders im Geheimagenten Genre der Sechzigerjahre populär gewesen. Von amerikanischen Fernsehserien bis zu den italienischen Plagiaten kam es drauf an, den Eindruck zu erwecken, besser als James Bond zu sein. Auf eine derartig plakative Struktur verzichtet Herbert W. Franke, auch wenn ausgerechnet die Berichterstattung der Erdmedien genau diesen Eindruck hinterlassen will.

»Hiobs Stern« ist nicht chronologisch erzählt. Der Roman ist in drei Teile aufgespalten. Zwei Handlungsebenen laufen aufeinander zu. Jonas Cruegers Erinnerungen an die verschiedenen Einsätze gegen Hiob; die Gefangennahme und den Rücktransport zur Erde, dessen spektakuläre Flucht mittels einer schönen, im Grunde bodenständigen Frau bilden die erste Säule des Romans. In der Gegenwart erkennt Jonas Crueger auch durch die Manipulation seiner Gesundheit als Agent im Ruhestand, dass er auch nur benutzt worden ist. Naiv, euphorisch, überambitioniert hat er sich

vor den Karren der Propaganda spannen lassen und Hiob zu seinem persönlichen Feindbild gemacht. Die einzige Möglichkeit, in der Gegenwart zwischen »Realität« und virtueller, politisch aufgezwungener Manipulation zu unterscheiden, wäre es, Hiobs Weg zu einem antiquierten Gefängnisplaneten ganz weit draußen zu folgen und mit seinem »Feind« ein direktes Gespräch zu führen.

Bevor sich ein Leser mit der Action; der sprunghaften und doch stringent erzählten Handlung auseinandersetzt, muss er sich wie Jonas Crueger (wieder) in dieser technokratisch sterilen Welt des Jahres 3000 orientieren. Jonas Crueger lebt inzwischen mit einer Angepassten, einer Art Klon in einem schönen Appartement. Es geht ihm gut. Dank einer komplexen Überwachung, virtuellen Realitäten und schließlich auch einer komplizierten Infrastruktur lebt er in einer Art Wabe, hierarchisch dank seiner Dienste für die Erdregierung sehr weit, aber nicht ganz oben. Er fühlt sich alt, sein Gedächtnis scheint zu schwinden. Sind die Abenteuer auf der Jagd nach Hiob tatsächlich so gewesen? Zweifel verbreiten sich in ihm, seine Erinnerungen verschwimmen und ein Mann, der ihm einen Gefallen schuldet, offenbart die Wahrheit. Seine Alzheimer-Erkrankung ist künstlich in ihm ausgelöst worden. Wie Hiob ist Jonas aufgrund seiner Stellung; seines Status als Held zu einer ambivalenten Gefahr geworden. Millionen von Menschen haben seine Kämpfe gegen Hiob; seine Jagd auf den Mann ohne Furcht in den TV-Shows und Filmen verfolgt. Einige dieser Verfolgungsjagden wurden live aufgezeichnet. Ein Aspekt, der

dem jungen Jonas Crueger entgangen; dem alten Jonas Crueger aber auffällt. Vielleicht ist er auch nur die andere Seite der Münze, der Held, den ein Schurke braucht, um charismatisch die Massen zu begeistern. Auch wenn Hiob nur wenige Aufträge in der ersten Hälfte des Buches hat, ist er allgegenwärtiger und präsenter als der langweilig, eindimensional wirkende Jonas Crueger, der sich ein wenig in seiner komfortablen Situation sogar bemitleidet.

Auffällig ist, dass es in diesem Buch Hiob nicht ohne Jonas Crueger gibt. Bei allen Auftritten ist der Erdagent dabei. Beseelt von seiner Mission, Hiob vor Gericht auf der Erde zu stellen und zu bestrafen (nach einem fairen Prozess, was angesichts der Macht der Konzerne schon absurd erscheint) merkt Jonas Crueger erst mit deutlicher Verzögerung, dass es Hiob ist, der ihm immer wieder hilft. Mehrmals rettet Hiob ihm das Leben; nutzt die Chance nicht, den Erdagenten auszuschalten oder zu töten, wenn dieser hilflos ist.

In einer archaisch wirkenden Sequenz – Trivia Fernsehen lässt grüßen – fallen Hiob und Jonas in die Hand von Raumpiraten. Sie werden mit den anderen Besatzungsmitgliedern ihres Raumschiffes von den Meuterern entführt. Große Hunde halten sie in einer fast absurd wirkenden Sequenz unter Kontrolle. Auf einem herausfordernden Planeten sollen sie eine besondere Droge ernten. In der letzten Nacht gelingt die gemeinsam geplante Flucht. Allerdings haben auch die Piraten noch einen letzten Pfeil im Köcher.

In einer anderen Sequenz kann der hilflose Hiob fliehen, weil eine »normale«

Angepasste, die Bordärztin Jonas eine Droge gibt. Hiob lässt sich an Bord eines Sarges ins All schießen, normalerweise werden dort nur die Toten beerdigt. Jonas folgt ihm in einer weiteren, in der Zusammenfassung komischen Szene in einem weiteren Sarg, aber auch einer Boje.

Am Ende dieser Abfolge von spannend geschriebenen, aber surreal wirkenden Szenen gewinnt der Gute und verliert das Böse. Hiob ist im Gefängnis, wird vor Gericht gestellt und Jonas Crueger hat seinen Auftrag beendet.

Es ist typisch für Franke, dass mit dem »Ende« seine Geschichte eigentlich erst beginnt. Jonas Crueger beginnt das ganze Konstrukt, seine eigene Mission und vor allem seine Stellung im System genauso zu hinterfragen, wie er die Position des Rebellen in Zweifel zieht, die in erste Linie durch die politischen Meldungen von seinen Gräueltaten und seinem brutalen Vorgehen »erschaffen« worden ist. Es ist der Verrat des Systems an einem ihrer treuesten Diener, welcher die Widersprüchlichkeiten aufdeckt und eine gänzlich andere Art von Bewegung in Gang setzt.

Jonas Crueger begibt sich auf seine eigene Reise. Sie führt ihn schließlich in das marode Innere des Systems, zu einem Herren der Macht, der ihm die Augen öffnet. Vieles wird der Leser aus anderen Büchern kennen. Franke extrapoliert eher als das er Neue erfindet. Für Diktaturen typisch wird ein Feind benötigt. Hiob als Synonym, als Symbol ist dieser Feind. Mit der Gefangennahme und Integration Hiobs in das System – eine der ernüchternden Szenen des Romans – dehnt sich ein

Vakuum aus. Die Evolution frisst ihre Kinder, weil es die Revolution, die progressive Gegenbewegung nicht mehr gibt. Jonas Crueger erkennt, welche Rolle er in diesem System übernehmen muss. Er sträubt sich dagegen, aber wie Hiob wird er schließlich ein wenig fatalistisch, aber auch optimistisch zu einem neuen Rädchen. Aber vielleicht ist Jonas Crueger auch immer diese gegen laufende Rädchen gewesen? Vielleicht hat er es nur nicht gewusst.

Franke Kritik geht weit über Politik und den reinen Kapitalismus hinaus. Die Medien sind genauso in das Spiel mit einbezogen wie die Beamten, die Verwalter des im Sterben befindlichen Status quo. Es sind drei Handelszonen, welche die Menschheit vorantreiben. Die sich in der Theorie gegenseitig Konkurrenz machen. Im Grunde ist es eine lange Bewegung der kapitalistischen Lemminge auf den Abgrund zu. Alleine die zahlreichen bewohnbaren Welten im All, erreichbar durch jahrzehntelange Raumflüge, mit den Besatzungen in der Stasis gefangen, haben den metaphorischen Sturz über die Klippe aufgeschoben. Sie werden ihn aber nicht aufhalten können.

Herbert W. Franke verweigert nicht selten in seinen mehr als zwei Dutzend Romanen abschließende Antworten. Im Vergleich zu einigen anderen offenen Enden seiner Romane endet »Hiobs Stern« sogar erstaunlich optimistisch. Lange vor Alan Moores »V for Vendetta« ist klar, dass die Regierungen ihre Bürger – nicht alle, es kommt mehr auf die Spitze denn die Breite an – fürchten müssen. Furcht bedeutet aber in Frankes Welt nicht selten Unter-

drückung. Die Ordnung, die unmenschliche systematische Kontrolle muss unter allen Umständen erhalten werden. Hiob per se ist das radikale Element, dass das System gleichzeitig erhält und in einer Inkarnation auch stürzen kann.

Hinzu kommen ökologische Themen. Der grenzenlose Fortschritt dient als eine Art Selbstbeweihräucherung. Man muss die vorgefundene Natur zerstören, um dem Kapitalismus das Tor zu öffnen. Anschließend rekultiviert man die Natur auf eine gänzlich andere, künstliche Art und Weise wieder. Eine schizophrene Einstellung voller Halbwahrheiten, wenn nicht sogar Lügen. Herbert W. Franke extrapoliert diese Ideen. Der blaue Welt ist inzwischen eine nicht mehr lebenswerte technische Hölle aus Stahl, verschmutzter Luft, unter den Kuppeln lebenden Menschen und den verschiedenen Klassen, die Autoren wie H. G. Wells oder Filmemacher wie Fritz Lang schon prophetisch symbolisch in ihren Molochen vegetieren ließen. In dieser Hinsicht ist »Hiobs Stern« im Grunde nur eine Zusammenfassung vieler Genrethemen, die sich seit Jahrzehnten durch die sozialkritische Science-Fiction ziehen. Aber dank des Ökorkriegers Hiob, seiner intelligenten Vorgehensweise und vor allem dem Mythos von Hiobs Stern als Keim einer neuen Rebellion ist der vorliegende Roman Frankes deutlich zeitloser, lebendiger, lesenswerter und vor allem angesichts der paranoiden Persönlichkeitswechsel einigen Arbeiten Philip K. Dicks auf die komprimierte Franke Art und Weise ebenbürtig. Hiob ist nicht Jonas Crueger, auch wenn Franke am Ende in einer fast kitschigen Szene

diesen Eindruck erweckt. Aber Jonas Crueger kann jederzeit Hiob sein, wie das Ende einer langen »Lüge« verdeutlicht. Die Grenzen zwischen den beiden sich im Wesen ähnlichen Männern verschwimmen schon in den langen Rückblenden, in der Gegenwart sind sie gänzlich verschwunden. Das gibt der Menschheit Kraft und Hoffnung. Und das ist für einen Herbert W. Franke Roman außergewöhnlich ungewöhnlich.

(Thomas Harbach)

Jörg Weigand

ISABELLA

oder Eine ganz besondere Liebe

Eine fantastische Novelle aus heutiger und vergangener Zeit

Außer der Reihe 97, p.machinery, Winnert, März 2025, 120 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 441 0

p.machinery legt mit »Isabella oder Eine ganz besondere Liebe« Jörg Weigands schon 1993 publizierte »Novelle aus heutiger und vergangener Zeit« mit Zeichnungen Thomas Hofmanns als handliches Paperback neu auf.

Neben den gegenwärtigen und der mehr in der zweiten Hälfte durch Isabelas Geschichte dominanten historischen Ebene zeichnet sich die kleine Geschichte durch eine Reihe von örtlichen Beschreibungen, historischen und schließlich auch volkswissenschaftlichen Zitaten und schließlich auch Querverweisen auf das Übernatürliche – so soll in den Ruinen von St. Cyriak eine weiße Frau spuken – zusätzlich positive hinsichtlich der möglichen Authentizität aus.



Holger Heberg ist ein Computerspezialist um die 50 Jahre alt. Seine Firma hat ihn freigestellt, die beruflichen Aussichten sind Anfang der Neunzigerjahre eher begrenzt. Im Gegensatz zu Helmut Kohl, der lieber nach Österreich als in die Neuen Bundesländer in den Urlaub fährt, beschließt Heberg, eine kleine geografische Bildungslücke zu schließen, und reist ins thüringische Camburg.

Der Journalist Jörg Weigand kann sich einige damals wie vielleicht auch heute noch treffende Anmerkungen nicht verkneifen. Auch wenn die vielen Jahre der sozialistischen Planwirtschaft inklusive der wirtschaftlichen Herausforderungen der Wiedervereinigung überall spürbar

sind, versuchen viele Menschen auch diese Spuren der Vergangenheit zu tilgen. So gibt es keine historischen oder aktuellen Bildbände aus den inzwischen untergegangenen DDR-Verlagen mehr zu kaufen. Nicht in den kleinen Provinzstädten wie Camburg, die noch nicht von den Touristen entdeckt worden sind. Vielleicht in der nächsten größeren Stadt.

Heberg kommt bei einer älteren Dame unter, die sich mit der Vermietung eines Zimmers ein wenig dazu verdient.

Eines Tages ist er an seinem Lieblingsplatz im Wald in der Nähe der Cyriaks-Kirche nicht mehr alleine. Auf der Holzbank sitzt jemand. Zusätzlich sucht die attraktive junge Frau aktiv Kontakt.

Positiv ist, dass Jörg Weigand den Text für die Neuveröffentlichung nicht überarbeitet hat. Die Geschichte verharrt in ihrer Zeit, die gleichzeitig nicht zum ersten Mal auch eine Zeit der (ungewollten) Veränderung ist.

Bis auf einen weiteren umfangreichen Roman und die spätere Zusammenarbeit mit seiner zweiten Frau Karla Weigand bei den »Gaslicht« Hefromanen ist Jörg Weigand vor allem ein Mann der Kürze gewesen. Seine Kurzgeschichten sind teilweise ein wenig emotionslos auf die Pointe hin konstruiert, die entweder zum Nachdenken anregt, nur verblüfft oder in einigen seltenen Fällen auch ein wenig verpufft. Von einem emotionalen Autor konnte man vor allem in den Achtzigerjahren bei Jörg Weigand nicht sprechen. Aus heutiger Sicht gibt »Isabella« wie die später zu seinem Jahr in Paris veröffentlichten Memoiren/Erinnerungen einen besseren, tieferen Einblick in die Seele des Autors, ohne

die Grenze zum Kitsch gänzlich zu überschreiten.

Erst gute zwanzig Jahre nach »Isabella« hat Jörg Weigand mit »Der rote Duft des Blutes« einen weiteren Exkurs in das Vampirgenre unternommen und sechs Kurzgeschichten in einer Sammlung zusammengefasst.

Eine wäre jetzt übertrieben, bei Heberg von einem Alter Ego des Autors zu schreiben. Aber beide Männer sind um die 50 Jahre alt (Jörg Weigand war zu diesem Zeitpunkt 53), wobei Heberg im direkten Vergleich zu Jörg Weigand noch durch eine existenzielle Krise gegangen ist.

Mit »Isabella« nutzt Jörg Weigand auf der einen Seite einige Klischees des Vampirgenres aus, denen er aber neue Ideen gegenüberstellt.

So ernährt sich Isabella weiterhin von Blut und eine echte Beziehung mit ihr kann verführerisch sein und tragisch enden. Isabella kann sich im Tageslicht bewegen. Das unterscheidet sie von den klassischen Blutsaugern. Sie kann sich auch erstaunlich frei bewegen, wobei kirchliche Gegenstände und Kirchen per tabu sind. In den Rückblicken entwickelt Jörg Weigand Isabellas Lebensgeschichte. Einige Abschnitte wirken eher wie notwendige Versatzstücke und versuchen, Erklärungen anzubieten, die nicht unbedingt notwendig sind. Weniger wäre in diesem Fall mehr gewesen, dazu ist Isabella ausreichend geheimnisvoll. Aber die von Isabella Hoberg und damit dem Leser präsentierte eigene Geschichte rundet auch die Figur auf eine tragische und für den überforderten Mann im mittleren Alter unglaublich faszinierende Persönlichkeit ab.

Je näher sich die beiden so unterschiedlichen Menschen kennenlernen, umso weiter verschiebt Jörg Weigand den Fokus. Zuerst der sachliche, vom Leben durchgeschüttelte Hoberg, der in den neuen Bundesländern zur Ruhe kommen möchte und doch nicht wirklich weiß, was die nächsten Monate bringen. Zwar blickt er nicht vom hohen Ross des Wessis auf die Osis, aber der politisch soziale Unterschied ist ihm noch vor Augen. Ohne auf Grundsatzdiskussionen einzugehen, hält Jörg Weigand in dieser Hinsicht den politischen Ball flacht und beschreibt pragmatisch das alltägliche Leben in den Kleinstädten abseits der ostdeutschen Metropolen, die bis in die kleinste Faser ihres Gemeinwesens durch die Wiedervereinigung durchgeschüttelt worden sind.

Isabella ist dagegen zeitlos. Attraktiv, jung, aber auch intelligent und vor allem auf der Höhe der Zeit. Das macht sie nicht nur zu einem Objekt von Hobergs Begierde, sondern zum mehr vielschichtigen Charakter. Weibliche Vampire beginnend mit Carmilla gibt es in der Vampirliteratur ausreichend. Jörg Weigand hat seine Isabella aber ein wenig abseits von den damals noch nicht so gängigen Klischees entwickelt. Sie ist attraktiv und verführerisch, dabei aber erstaunlich selbstlos. Sie warnt Hoberg von einer näheren intimen Beziehung. Der Mann ist also weniger das klassische Opfer, sondern entscheidet allerdings unter dem Einfluss der Hormone selbst. Er kennt sein Schicksal nicht. Ob Isabella ihm in dieser Hinsicht etwas verschweigt, lässt Jörg Weigand in dem pragmatischen, ein Klischee der Vampirliteratur auf den Kopf stellenden Fakt offen.

Aber niemand kann sagen, dass Hoberg nicht gewarnt worden ist.

Isabella ist in der Gegenwart deutlich ruhiger, abgeklärter. Hinsichtlich ihrer Vergangenheit kann sie indirekt zerstörerisch wirken. Sie will sich für gebrochene Versprechen rächen. Dabei geht sie eigene Wege.

Auf jeden Fall ist sie noch mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart eine intelligente Frau, die sich gegen die Dogmen der Zeit durchsetzt, Männer manipuliert und ihre Ziele konsequent zu erreichen sucht. Dabei geht es auch um die Befriedigung persönlicher Rachegefühle.

In der Gegenwart ist Isabella eher die Protagonistin, der in der Vergangenheit eher die opportunistische Antagonisten des allerdings sich selbst beweihräuchernden Establishment.

Die Mischung aus atmosphärischem Hintergrund, Liebesgeschichte und schließlich auch historisch recherchierten Informationen in Kombination mit Thomas Hofmanns stimmungsvollen Bildern funktioniert auch mehr als dreißig Jahre nach der Erstveröffentlichung gut. Im Vergleich zum damals handlichen kleinen Hardcoverbändchen ist die Neuauflage eine attraktive »Bereicherung« der eigentlichen Geschichte. Der Leser kann bei der Lektüre erahnen, wobei der Mythos der weißen Frau hier nur bedingt greift. Im Grunde ist die weiße Frau ein Phänomen der hochadligen Kultur der Neuzeit mit der weißen Frau der Hohenzollern als bekanntester Inkarnation. Sie gilt nicht als herausfordernd oder gefährlich, sofern sie nicht herausgefordert wird. Das entspricht Isabellas Wesen. Die Verbin-

dung zwischen einer weißen Frau und einer Vampirin ist Jörg Weigands eigene Interpretation beider Mythen in Kombination mit historischen Hintergründen.

»Isabella oder Eine ganz besondere Liebe« ist auf der einen Seite eine auf klassischen Motiven der Vampirgeschichte basierende Liebesgeschichte, die gut in die Moderne integriert worden ist, und die Unsicherheit des »modernen«, nicht mehr ganz jungen Mannes mit seiner Un erfahrenheit offener weiblicher Sexualität – obwohl es in dieser Geschichte keine expliziten Szenen gibt – gegenüber offenlegt. Dazu der schon mehrfach angesprochene, durch die zahlreichen Zitate lebendig gestaltete Hintergrund der Geschichte. Kurzweilig zu lesen, nicht zu lang, vielleicht zum Ende hin ein wenig zu kurz und zu überstürzt, aber konsequent abgeschlossen.

(Thomas Harbach)

Thomas Ziegler

DIE SENSITIVEN JAHRE

Ausgewählte Erzählungen 1978–1990

Herausgegeben von Michael K. Iwoleit, mit einem Nachwort von Ronald M. Hahn

Cutting Edge 5, p.machinery, Winnert, Juli 2025, 376 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 463 2, E-Book: ISBN 978 3 95765 685 8

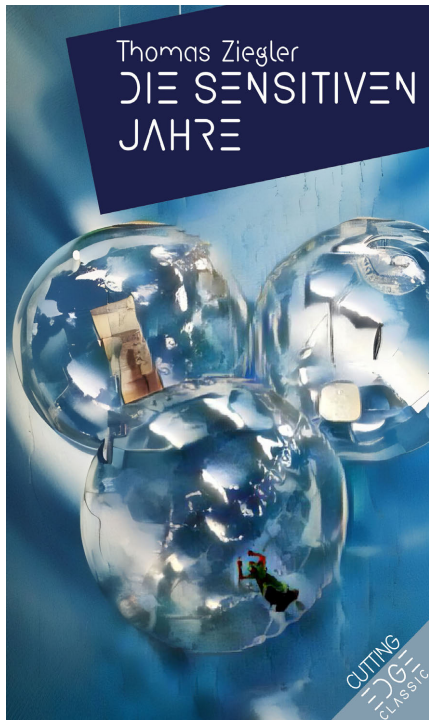
Der fünfte Band des »Cutting Edge« Imprints gehört Thomas Ziegler. Drei Texte sind jeweils mit dem Kurd-Laßwitz-Preis als beste Novelle ausgezeichnet worden. »Die Stimmen der Nacht« später in einer überarbeiteten Roman-Fassung noch einmal in dieser Kategorie. Ronald M. Hahns Nachwort sollte als Vorwort verstanden

und auch so gelesen werden. Es gibt einen Einblick in den Menschen Thomas Ziegler. Ronald M. Hahn weist auf Thomas Zieglers wichtige Werke hin, aber vergisst auch nicht, dass ein Künstler leben muss. Neben Übersetzungen die zahlreichen Adaptionen von eher mittelklassigen Fernsehserien und später die Drehbücher für einige Soaps, die in Thomas Zieglers Wahlheimat Köln gedreht wurden.

Auch wenn Thomas Ziegler unter anderem mit »Die Stimmen der Nacht« oder »Alles wird gut« sehr gute Romane verfasste, darf nicht vergessen werden, dass schnell heruntergeschriebene Serien wie »Flaming Bess« – gute Ausgangsidee, schlampige Ausführung – oder »Sardor« – auch hier ist der letzte, allerdings zu Lebzeiten Thomas Zieglers nicht vollständig abgeschlossene Roman eine Enttäuschung – dem gegenüberstehen. Thomas Ziegler ist ein Meister der Novелlette – die mittellange Kurzgeschichte – oder der Novelle gewesen. Dazu kommen allerdings auch seine überdrehten Kölnkrimis, die er wie weiland Karl May mit ellenlangen, nicht immer lustigen Dialogen auf Romanlänge gebracht hat, deren Inhalt aber besser zu einer Novelle gepasst hätte.

Die sorgfältig bearbeiteten Kurzgeschichten stammen aus den Jahre 1978 bis 1990. Wie der Anhang deutlich macht, auch die wichtigste Phase des Schriftstellers Thomas Ziegler, in denen er sich am meisten und vor allem kontinuierlich weiterentwickelte.

»Von problemlosen Zeiten« (Exodus Magazin, das es heute ja immer noch gibt) und »Matuscheks Welten« (aus dem Heyne Story Reader) eröffnen die Sammlung. In



Hinblick auf den dystopischen Staat, die Reglementierung und schließlich auch die Bestrafung der Andersdenken, der politisch gegen das Establishment demonstrierenden und schließlich nicht nur bestrafen, sondern auf Versuchskaninchen reduzierten Opfer politischer Gewalt ähneln sich die Texte. Wie »Video« und »Die sensitiven Jahre« wirkt »Von problemlosen Zeiten« wie eine Fingerübung zu »Matuscheks Welten«. »Von problemlosen Zeiten« stammt aus der Zeit der außerparlamentarischen Opposition, der Bürgerrechtsbewegung und schließlich auch den Friedensdemonstrationen, die von den Handlangern der Behörden – Polizei – bru-

tal niedergeknüppelt worden sind. Mit der zurückgeworfenen Handgranate überspannt Thomas Ziegler vielleicht ein wenig den Bogen, aber der Versuch, die aus seiner Sicht nur politischen Gefangenen gefügig zu machen, ist für die deutsche linksorientierte Science-Fiction die klassische Kritik am System. Das wirkt aus heutiger Sicht vor allem angesichts der politischen Entwicklungen ein wenig befremdlich, aber zeigt den Geist der am System – sowohl politisch wie auch innerhalb der Science-Fiction – rüttelnden »jungen« Autoren. Auch in »Matuscheks Welten« wird der Protagonist Matuschek wegen Opposition verurteilt. Allerdings kann er sich als Versuchskaninchen zur Verfügung stellen. Die Psychologen versuchen das Entstehen von Gewalt, im Grunde von jeglichem Widerstand durch entsprechende Manipulationen in der Tradition von Burgess »Uhrwerk Orange«, allerdings deutlich subtiler schon vor dem Entstehen zu unterdrücken. Während die Forscher vom Verschließen bestimmter Instinkte und Neigungen träumen, öffnet sich für Matuschek allerdings auf eine verhängnisvolle Art und Weise eine andere Welt. In beiden Texten greift der Staat schließlich auf deutlich pragmatischere Mittel zurück, um die Massen unter Kontrolle zu halten. Beide Texte wirken noch sperrig, voller belehrender Symbolik und vor allem einem abgrundtiefen Misstrauen gegenüber jeglicher Behördenwillkür. Zu diesem Zeitpunkt arbeitete Thomas Ziegler noch auf einer Behörde, sodass dieser innere Widerstand gegen die von ihm extrapolierten innenpolitischen Verhältnisse in einem leicht erkennbaren Deutschland noch offensichtlicher wird.

»Artefakt 5578« könnte ein Meisterwerk sein. In einer fernen Zukunft buddelt sich ein Mann (?) durch die vom Blitz verheerte Erde. Immer wieder finden sich seltsame, unerklärliche Artefakte, die sie mittels Container zur Analyse in die Heimat abstrahlen. Im unvollständigen Rahmen schreibt/spricht Peter Vanmerk mit Sammuell ... Der Monolog ist voll brillanter Wortspielereien, welche den Leser verblüfft zurücklassen. Diese Wortklaubeereien bedeuten streng logisch betrachtet, dass Peter Vanmerk sehr viel mehr über die Erde und seine seltsamen Bewohner weiß, als er offenbaren will. Aber dieser Gedanke wird am Ende nicht wieder aufgenommen.

Der Hauptteil sind Aufzeichnungen eines Aufstandes der Bewohner der Abbruch Siedlung Holunderweg gegen den korrupten Stadtrat und einen Bauunternehmer, welche die sozial schwachen Menschen am liebsten auf die Straße setzen möchte, um dort eine Villa mit Pool zu bauen.

Mit dieser Ausgangsprämisse folgt Thomas Ziegler dem satirisch sarkastischen Unterton der ersten beiden Geschichten dieser Sammlung »Von problemlosen Zeiten« und »Matuscheks Welten«, wobei sich der Kölner nicht auf einen einzelnen Protagonisten im Kampf gegen das System beschränkt, sondern eine ganze Bewegung in Gang setzt. Eine Bewegung der »Freaks«, aber trotz ihrer Macken und Unterschiede wirken sie natürlich sympathischer als die korrupten Bonzen und vor allem der Handlanger, die gesichtslosen Polizeikräfte.

Mittel dem Element der Übertreibung beschreibt Ziegler den im Grunde zeitlo-

sen Konflikt zwischen dem Kapital und der einfachen »Arbeiterschicht«, die ausgenutzt und drangsaliert wird. Die Zustände in der Siedlung sind vergleichbar mit den gegenwärtig in der Presse stehenden weißen Riesen in Duisburg. Auch wenn der Text 1981 entstanden ist, wirkt er zeitlos und bedarf gar nicht des Rahmens, welcher das Geschehen deutlich distanzierter darzustellen sucht. So wirkt die Rückblende, das aufgefundene Material auch lebendiger und zynischer bis zur Fußnote, aus welcher der Leser die ursprüngliche Quelle entnehmen kann. Es ist eine anarchistische Satire gegen jegliches Establishment, es trägt im Herzen des sozialistische, allerdings auch natürlich idealisierte Gedankengut und passt sich sehr gut in den Kontext »Von problemlosen Zeiten« ein, wobei es sich um eine von »Matuscheks Welten« handeln könnte.

»Video« spielt mit der Idee des Sensi-Kinos bzw. -Fernsehens. Der Vorläufer der virtuellen Realitäten. »Video« ist allerdings keine reine Geschichte, sondern die Flucht eines sechzehn Jahre alten Protagonisten aus dem Gefängnis seines Elternhauses – Mutter arbeitet die Nachtschicht, Vater am Tag, ein Familienleben findet nicht statt – zu Freunden, die ebenfalls den nächsten Schritt in die kritiklose Welt des Sensifernsehens mit seinen absurd überzogen wirkenden Fernsehserien vollziehen wollen. Nicht umsonst steht am Ende ein langer Auszug aus einer Space Opera. Thomas Ziegler konzentriert sich in dieser Story mehr auf die Atmosphäre der Wohnblöcke, des Molochs Großstadt, in dem das Individuum unter-

zugehen droht. Um einen Durchschnittsbürgerstil zu erhalten, müssen Vater und Mutter in Vollzeit arbeiten. Damals wie heute eine dunkle Gewissheit für die Durchschnittsverdiener. Sie wohnen in Waben, bewacht von einem Türwächter, der sich auch eher für erotische Sensicomics interessiert. Das Leben ist anonym und der Protagonist verzweifelt an den emotionslosen Eltern, aber auch gegen Ende der Geschichte an den nicht minder sich in die virtuellen Welten zurückziehenden Freunde. Ein dunkles Stillleben, dem allerdings noch die satirischen Exzesse von Geschichten wie »Die sensitiven Jahre« fehlen.

Zusammen mit »Video« und dem sensorischen Höhepunkt »Die sensitiven Jahre« bildet »Lichtjahreweit« – 1986 erst entstanden – ein drittes Standbein um die locker aufgrund des Themas sensitive Medien miteinander verbundene Trilogie. Andy Beh ist inzwischen ein Alkoholiker, der heruntergekommen im Haus eines reichen, anscheinend auch sadistisch narzisstischen alten Großindustriellen lebt. Zwischen Selbstmitleid und dem nächsten Glas Whiskey erfährt der Leser, dass Beh früher mal ein begnadeter Sensi-Regisseur gewesen ist, der neben Epen wie dem im Titel erwähnten »Lichtjahreweit« Klassiker wie »Casablanca« aufgemotzt hat, sodass sich jeder Betrachter als Bogart fühlen konnte. Die privaten Fernsehsender rannten ihm die Bude ein und überhäuften ihn mit Schecks. Vielleicht hoffte Thomas Ziegler mit dem späteren Schreiben von Drehbüchern auf einen vergleichbaren Geldregen. Auf jeden Fall ging es nur um Kommerz und nicht um Kunst.

Sein Verhältnis zu seinem Vermieter – Eugen Friedrich Langedanz – wird erst spät in der Geschichte offenbart. Beh ist im Grunde dessen persönlicher Sensu-Boy. Nicht in körperlicher oder sexueller Hinsicht, sondern er soll Langedanz dessen sadistischen Traumwelten – die Ilja-Filme lassen grüßen – simulieren, damit er wieder zu einem echten Mann wird.

Die Geschichte ist zu lang. Behs Selbstmitleid geht dem Leser schnell auf den Geist und das finale Crescendo kommt aus dem Nichts und ist wenig überraschend. Für sich alleine stehend ist »Lichtjahreweit« sicherlich keine schlechte Geschichte, aber in dieser Anthologie und dadurch im Schatten der Titelgeschichte »Die sensitiven Jahre« mit ihrer überdrehten satirischen Komik und den absurd überspannten Dialogen kann sich Thomas Ziegler in dieser längeren Kurzgeschichte nicht gänzlich entfalten und greift inhaltlich auf einige rudimentär notwendige, aber sein Gesamtwerk betrachtend auch zu bekannte Versatzstücke zurück.

»Die sensitiven Jahre« war der erste Streich des Rainer Friedhelm Zubeil alias Thomas Ziegler hinsichtlich der Verleihung des Kurd-Laßwitz-Preises. Der Preis ist auch zum ersten Mal in dem Jahr verliehen worden.

Die Erzählung »Die sensitiven Jahre« erschien in der neuartigen Form des Story-Romans, die Herausgeber Roland Rosenbauer vollmundig und euphorisch ankündigte.

»Die sensitiven Jahre« gehört zu Thomas Zieglers satirisch-sarkastischen Texten, in denen der Autor eine technische Innovation persifliert – natürlich aus der

Militärforschung entliehen und aufgrund der Blindheit der Vorgesetzten kapitalistisch umgesetzt. Aus heutiger Sicht und viereinhalb Jahrzehnte nach der Entstehung zeigt sich, wie nahe Thomas Ziegler an der gegenwärtigen Realität schon gewesen ist. Der neuste Schrei der Unterhaltung ist das noch in den Kinderschuhen steckende Sensitivkino. Eine Art virtuelle Realität ohne Popcorn oder Leinwand, in welcher der Zuschauer förmlich mit den Protagonisten im metaphorischen Sinne verschmelzen kann.

Der rote Faden der Story ist die Produktion eines Science-Fiction-Films im neuen Format. Beginnend mit dem aus seiner Sicht zu langweiligen Titel, weist der Produzent in der ersten Besprechung die Drehbuchautoren darauf hin, dass der Film mehr Action und mehr künstlichen Realismus braucht – wie Hollywood es seit Jahrzehnten produziert. Und vor allem auch eine attraktive Frau, basierend auf erstellten Profilen, welche die Mehrheit der männlichen und weiblichen Zuschauer ansprechen. Thomas Ziegler fasst den Inhalt des Films mehrfach zusammen, zuerst mit den unsinnigen Vorschlägen des Produzenten, danach mit den heutigen Lesenden deutlich vertrauteren Produktplacements. Als dann auch noch ein Vertreter der »Bewegung Sauberes Amerika« Mitspracherecht einfordert, erreicht die Filmversion das erschreckende Niveau der gegenwärtigen Fake News mit ihren propagandistischen Lügen gegen alles Nichtamerikanische. Es ist diese letzte Wendung, welche dem Leser das Schmunzeln vergällt und unbeabsichtigt zeigt, dass die Wurzeln der gegenwärtigen ame-

rikanischen Verhältnisse sehr viel älter sind, als es selbst Trump glauben möchte.

Zwischen diesen Szenen gibt es noch einen Exkurs zu überforderten Militärs, die sich um ihre Erfindung gebracht sehen, und zum fast klischeehaft überzogenen Bild des typischen Kinobesuchers mit seinem übertrieben dumm gezeichneten Ehedrachen im Schlepptau.

Pointierte Dialoge mit scharf gezeichneten Protagonisten zeichnen die reale Ebene aus. Kunst (der Drehbuchautor) trifft auf Kommerz (der selbstverliebte Produzent). Thomas Ziegler beschreibt die Verwässerung des Mediums Film beim Versuch, es dummdreist den stupide in die Kinos laufenden unkritischen Massen recht zu machen. Das gilt heute noch, und ein Film wie 2001 – Odyssee im Weltraum war schon 1980, dem Entstehungsjahr der Geschichte, von gestern.

Mit den Filmszenen trifft Thomas Ziegler einen Nerv. Die Produktplacements sind ins Absurde gesteigert, und als dann noch die rassistischen Äußerungen – hier gegenüber den Europäern – hinzukommen, erreicht die Geschichte eine satirisch bittere Stufe, die mit seinem Roman »Alles ist gut« zu den besten realfantastischen Texten Zieglers gehört. Gestern, wie leider immer noch heute.

Trotz der herausragenden Qualität der beiden Storybände »Der Zwischenbereich« und »Computerspiele«, setzte sich das Konzept nur noch in Shared-Universe-Serien wie George R. R. Martins »Wild Cards« durch. Als Heft 20 der Phantastischen Miniaturen der Bibliothek Wetzlar erschien 2016 mit »Weiße Hölle« eine weitere Variation: Die sieben beteiligten

Autoren erhielten alle den gleichen Kurzgeschichtenaufakt und durften anschließend ihre literarischen Gedanken in alle Genrerichtungen streifen lassen.

Auch wenn »Marathon« und »Delirion: Liza« inhaltlich unterschiedliche Schwerpunkte allerdings mit Genreversatzstücken haben, passen sie stilistisch gut zusammen. Thomas Zieglers expressive Phase. Immer wieder wird der Leser indirekt in das Geschehen miteinbezogen. Der Plot besteht zwar aus zwei (»Marathon«) und einem (»Delirion: Liza«) roten Handlungssträngen, denen der Leser gut folgen kann. Aber der Hintergrund der Geschichten wird eher fragmentarisch beleuchtet. Die Informationen werden auch nicht in einer »normalen« Form präsentiert, nicht selten muss der Leser die einzelnen Versatzstücke zusammensuchen und ist sich trotzdem nicht sicher, ob das hier Präsenzierte der Wahrheit entspricht oder auch nur eine subjektive Betrachtung, vielleicht sogar eine Lüge ist.

Auf der einen Handlungsebene von Marathon werden fremdartige Wesen vorgestellt. Im Laufe der Geschichte werden ihre einzigartigen, aber passiv orientierten Fähigkeiten herausgearbeitet, welche sich für die Menschen der Zukunft in ihrem sinnlosen Äonen umfassenden Krieg interessant machen.

Der zweite Spannungsbogen besteht aus einer Crew dieser Menschen, die Kriege über Jahrtausende führen. Es werden Raketen in die Tiefen des Alls abgeschossen, die irgendwann und irgendwo landen, ohne dass jemand weiß, warum sie abgeschossen worden sind. Selten hat ein Science-Fiction-Autor die Sinnlosigkeit

des interstellaren Krieges in bessere Bilder eingebunden. Bei der Lektüre von »Marathon« fragt man sich unwillkürlich, wie Thomas Ziegler außer aus monetären Gründen zur Perry-Rhodan-Serie wechseln konnte. Die Antwort findet sich allerdings in Ronald M. Hahns Nachwort. Thomas Ziegler hat schon zu Studentenzeiten gerne Perry Rhodan gelesen, in der links-orientierten Szene ein No Go, das allerdings relativiert wird. Horst Hoffmann ist Perry-Rhodan-Autor geworden, Hans Joachim Alpers hat das Science-Fiction-Programm für den Moewig Verlag zusammengestellt.

Am Ende fließen die beiden Handlungsebenen zusammen. Der Leser ahnt ab einem bestimmten Moment die Zusammenhänge, aber in diesem Stilleben und weniger einer klassischen Erzählung ist das eher unwichtig.

»Delirion: Liza« spielt ebenfalls nach dem Krieg. Dem letzten, nur 30 Minuten dauernden Krieg, welcher die Erde vergiftet zurückgelassen hat. Neben Lisa gibt es noch ein intelligentes Haus, das die junge Frau kontrolliert und beschützt. Auf einer Expedition nach draußen – um perfekten Schutz zu haben, müssen die Menschen sich nackt und eingesprüht nach draußen begeben – verliebt sich die junge Frau nicht nur in ein Kleid, die beiden Expeditionsteilnehmer suchen eine der wenigen verbliebenen Banken auf, die noch über ein Schutzsystem verfügt. Juweliere zu plündern wäre einfacher, auch wenn Geld wie Diamanten in dieser nihilistischen Zukunft nichts mehr wert sind.

Während »Marathon« am Ende gut zusammenfließt, wirkt »Delirion: Liza« deut-

lich stärker konstruiert. Einzelne Ideen wie das Haus; das Schutzspray und schließlich auch das Eindringen in eine Bank sind gut geschriebene Sequenzen, mit denen sich der Leser identifizieren kann. Ab einem bestimmten Punkt überspannt Thomas Ziegler allerdings auch den Bogen und will aus seiner mahnenden Geschichte deutlich mehr machen, sodass die »Realitäten« zu verschwimmen beginnen und Lisa mehr und mehr zu einer Art Status quo; zu einer Frau, die es eigentlich nicht geben dürfte, wird. Das macht die Lektüre anstrengender, zumal Thomas Ziegler final das Problem hat, die einzelnen Genreversatzstücke nicht mehr zufriedenstellend genug verfremden und dadurch auf eine andere Art und Weise extrapolieren zu können. »Marathon« ist im direkten Vergleich die kraftvollere und deutlich spannendere Geschichte.

Ebenfalls aus der im Ullstein Verlag publizierten Anthologie »Lichtjahreweit« stammt »Methusalem«. Die Gesellschaft ist geteilt. Die Alten werden immer mehr. In Köln leben alleine mehr als sechzig Prozent Rentner, es werden kaum noch Kinder geboren. Die Jugendlichen scheinen sich zu radikalisieren. In Berlin ist ein blutiger Anschlag durchgeführt worden. Die beiden Protagonisten sind Mitte vierzig, verheiratet und leben in einem Mehrfamilienhaus, in das eine Familie mit einem kleinen Kind eingezogen ist. Die Paranoia beginnt mehr und mehr auch die beiden im Grunde sozialneutralen Protagonisten zu erfassen.

Thomas Ziegler präsentiert ein zynisches Ende. Wie in seinen Romanen ist fast alles nicht so, wie es erscheint. Bis da-

hin konzentriert sich der Autor auf eine Reihe von Stimmungen und lässt vor allem seinen männlichen Protagonisten nicht nur an sich, sondern auch der Gesellschaft zweifeln. Die Sozialkritik ist bissig, aber nicht grundlos beißend. Viele aus der Sicht der Neunzigerjahre noch rudimentär vorhandene Strömungen hat Thomas Ziegler weiter entwickelt und präsentiert sie mit einem fast distanzierten Grundton pointiert und effektiv. »Methusalem« ist die beste der drei kürzeren Arbeiten, auch wenn die ideenreiche qualitativ herausragende Novelle alles erdrückt.

1983 erschien in der unterschätzten Almanach-Reihe »Phantastische Literatur« des Bastei Verlages, herausgegeben von Michael Görden, die Novelle »Die Stimmen der Nacht«. Mehr als vierzig Jahre später ist der Ausgangstext – im Gegensatz zu drei Roman-Veröffentlichungen (Ullstein, erweitert Heyne und schließlich Golkonda) – als der ursprüngliche Text zum ersten Mal in dieser Sammlung nachgedruckt worden. Auch wenn die Romanfassungen die wichtigsten Aspekte der melancholisch nihilistischen Novelle erweitern, ist der ursprüngliche und mit dem Kurd-Laßwitz-Preis ausgezeichnete Text das eigentliche Meisterwerk. Thomas Ziegler meets Joseph Conrads »Heart of Darkness« unter Einfluss von Francis Ford Coppolas »Apocalypse Now«.

Mit dem amerikanischen Fernsehmoderator Gulf – er ist ein Medienstar und lässt aus einer Glückstrommel von seiner Frau Selbstmordkandidaten für spektakuläre Stunts ziehen – beginnt es. Er hört die Stimme seiner Frau Elizabeth. Sie ist am Ende eines Stunts ums Leben gekommen

... bei lebendigem Leib verbrannt. Auch wenn die Öffentlichkeit lange Zeit der Ansicht ist, dass die allgegenwärtigen Kletten – frühe Versionen von Drohnen – ihn möglicherweise mit Tonbandaufzeichnungen quälen, weiß Gulf es besser. Seine tote Frau verhöhnt ihn aus dem Reich des Todes. Und das immer und überall.

Er wird gebeten, an der Seite des amerikanischen Militärs zu Köln zu reisen. In den Ruinen der Stadt beginnen sich, die Toten zu streiten. Es sind unter anderem Hitler, Goebbels, Göring oder Schirach. Gulf soll eine Lösung präsentieren, ist aber selbst überfordert.

Thomas Ziegler präsentiert eine Alternativwelt. Die erste Atombombe ist nicht über Japan, sondern über Berlin gezündet worden. Die Naziführung ist – zumindest in der Theorie – ausgelöscht worden. Roosevelt ist aber nicht im April 1945 verstorben, sondern lebt noch einige Jahre länger. So konnte Morgenthau seinen Plan umsetzen und Deutschland deindustrialisieren und zu einem Agrarstaat machen. Selbst 40 Jahre nach dem Krieg ist Deutschland ein Land, das sich nicht selbst ernähren kann. Die Städte sind immer noch Ruinen und der Widerstand gegen die Alliierten wächst. Viele einflussreiche Nazis haben sich nach Lateinamerika abgesetzt und steuern dort mit ihrer monetären und industriellen Macht viele Konglomerate.

Die amerikanische Regierung fürchtet, dass ein Bekanntwerden der »Stimmen der Nacht« aus Köln die Nazis sowohl in Deutschland wie auch Lateinamerika beflügeln könnte, wieder in den Krieg zu ziehen und dieses Mal zu gewinnen.

Die Geschichte lebt von dem perfekt extrapolierten Hintergrund. Auch wenn nur ein Teil des Plots in Agrardeutschland spielt und die geisterhaften Kulissen ersetzbar sind – es ist blanke Ironie, dass die ehemaligen Nazigrößen in Thomas Zieglers Wahlheimatstadt auftauchen – dominiert die nihilistische, die erdrückende Atmosphäre. Der Leser fühlt sich in den Irrsinn der letzten Kriegsmonate versetzt. Die Werwölfe an der Seite der verbliebenen erfahrenen Soldaten; die Verstecke in den Wäldern und der Partisanenkrieg, der wie eingangs erwähnt eher an Coppolas Vietnam Irrsinn denn Conrads fatalistische Novelle erinnert. Auch wenn Gulf auf dieser Reise noch mehr in seinen persönlichen Abgrund schauen muss.

Thomas Ziegler liefert keine Erklärungen für die Stimmen der Nacht. Warum Gulf mehrere Jahre vorher als erster Mann im Rampenlicht die Stimme seiner Frau hörte. Warum die Stimmen der Nacht plötzlich wie eine Welle hervorbrechen... es spielt auch keine Rolle. Thomas Ziegler verschiebt seine Parallelwelt so weit wie notwendig, aber so wenig wie möglich. So ist Robert Kennedy ein schwacher Präsident im Schatten seines in Dallas ermordeten Bruders. Immer voller Angst, eine falsche Entscheidung zu treffen. Morgenthau präsentiert sich weiterhin als der rachsüchtige Hardliner, der aber im Grunde nur Angst um seine eigenen Kinder hat, die niemals wieder mit dem Schrecken der Nazis und der Verfolgung der Juden konfrontiert werden sollen. Sein Auftauchen gegen Ende der Geschichte droht die fragile Balance in Richtung Farce abkip-

pen zu lassen, aber Thomas Ziegler will zur dunkelsten Zeit der Nacht – hier wird es nicht wirklich hell – ein Gegengewicht zu den geifernden Nazigrößen bilden, die sich in den Kölner Ruinen um eine Herrschaft streiten, die sie niemals verdient haben. Aber Thomas Ziegler glorifiziert nicht. Er stellt sachlich klar. So spricht er offen den Widerspruch zwischen einer deutschen arischen Herrenrasse voll blonder blauäugiger Hünen und den Gebrechen ihrer Anführer an. Thomas Ziegler macht deutlich, dass die Nazi Herrschaft und ihr Schrecken ein Gespenst der Vergangenheit ist und bleiben sollte. Das die deutschen Exzesse in Lateinamerika falsch sind.

Das offene Ende – die Büchse der Pandora öffnet sich jede Nacht mehr – unterstreicht den kraftvollen Text mit einem eher schwachen, ausschließlich reagierenden Protagonisten Gulf voller Schuldgefühle – es ist allerdings nicht klar, ob die Vorwürfe seiner Frau wahr sind oder ihrer kranken Fantasie entspringen – von einem gespenstischen Deutschland, das selbst vierzig Jahre nach Kriegsende sich keinen Millimeter erholt hat. Das zum Krebsgeschwür Europas geworden ist. Dieses riesige waidwunde Land im Herzen von Europa hat auch den Aufschwung der ehemaligen Siegermächte wie Frankreich und Großbritannien behindert... Europa liegt im Sterben und das seit dem Augenblick, an dem Morgenthau seinen Plan umgesetzt hat. Und diesen Kontinent beschreibt Thomas Ziegler eindringlich, wo er auch effektiv die Elemente des Geistergenres auf eine verzerrte, aber interessante Art und Weise nutzt.

So lesenswert auch die zweite, noch einmal erweiterte Romanfassung von »Die Stimmen der Nacht« auch sein mag, leidet diese unter dem zweiten Teil mit einem neuen Krieg. Die ursprüngliche hier vorliegende Novelle ist deutlich kraftvoller und effektiver. Sie ist das dunkle Herz dieser Sammlung und Thomas Zieglers literarisch beste Arbeit.

Die Novelle »Eine Kleinigkeit für uns Reinkarnanten« erschien ursprünglich in der von Uwe Anton herausgegebenen Philip K. Dick Anthologie »Willkommen in der Wirklichkeit« und wurde im darauffolgenden Jahr mit dem Kurd-Laßwitz-Preis ausgezeichnet.

Thomas Zieglers Novelle »Eine Kleinigkeit für uns Reinkarnanten« schließt die Sammlung mit einem einzigartigen Höhepunkt ab. Im Gegensatz zu vielen anderen Autoren bemüht er sich lange Zeit gar nicht, auf Philip K. Dick zu verweisen, sondern nach einem auf dem ersten Blick mechanischen Finale dreht der Autor den Plot noch einmal subversiv und stempelt den begabten, aber emotional unterentwickelten, masochistisch veranlagten Reinkarnant Valentin endgültig zum Verlierer.

Alle drei großen Haupthandlungen spult der viel zu früh verstorbene Kölner in einer rasant wechselnden Reihenfolge ab.

In seiner Zukunft gibt es die Möglichkeit, reinkarniert zu werden. Und zwar so geplant, dass die Erben/Freunde oder Geschäftsfreunde erraten können, in welchem Baby der Geist wieder aufersteht. Zusammen mit einer Reihe von Erinnerungen, die aber erst nach und nach an die

Oberfläche kommen. Thomas Ziegler beschreibt das eindrucksvoll an dem alten Astor, natürlich immer noch einer der reichsten Männer der Erde.

Die zweite Handlungsebene umfasst Zeitexperimente. Eines ist schief gegangen. Der Hausmeister am Institut für Reinkarnation ist ein Opfer geworden und lebt quasi rückwärts. Auch eine Idee aus einem der früheren Dick-Romane.

Der dritte Handlungsbogen betrifft die Möglichkeit, eine Parallelwelt entweder zu erschaffen oder in diese einzutreten, in welcher im Grunde indirekt das Dritte Reich mit einem besonderen Hitler wahrscheinlich den Zweiten Weltkrieg gewonnen hat, weil es – so konträr es erscheint – keine Endlösung der Juden gegeben hat und diese sechs Millionen Menschen in der Militärmaschinerie bis zu ihrem »Tod« eingesetzt worden sind.

Ein reicher sterbenskranker Industrielier will dieses Ziel mittels Valentin, dem besten Reinkarnanten und damit Begleiter der Sterbenden, erreichen. Vordergründig will er den Holocaust verhindern, was wiederum in einer von Thomas Ziegler provokant beschriebenen Szene, die Palästinenser auf den Plan ruft. Hintergründig geht es um die Übernahme eines verrückten Diktators natürlich in der Wiege.

Die Geschichte besticht durch so viele Ideen, die typisch für Dick sind und von Thomas Ziegler überzeugend extrapoliert worden sind, dass man sich förmlich nicht satt lesen kann. Valentin ist ein klassisches Opfer. Seine deutsche Frau will sich wegen seelischer Grausamkeit von ihm scheiden lassen. Nach deutschem Recht

natürlich. Er ist pleite und muss sein von einer KI gesteuertes Appartement verlassen, obwohl er für alle Schäden aufgenommen ist. Ein intelligentes Robotertaxi wird umgeleitet und kann ihm nur beipflichten, dass die Situation sehr gefährlich ist.

Wie perfide und intelligent die Falle über viele Jahre aufgebaut worden ist, erfährt der Leser immer auf Augenhöhe Valentins, der zum Täter und Opfer zu gleich wird. Allerdings schenkt ihm Thomas Ziegler im entscheidenden Moment eine Art Pyrrhussieg, denn von alleine hätte er sich fatalistisch seinem Schicksal ergeben. Auch diese Vorgehensweise findet sich nicht selten in Dicks Werk.

Der Humor schwankt zwischen subtil und provokativ. Thomas Ziegler streift in seiner Zukunftswelt alle in den achtziger und Neunzigerjahren relevante Fragen und gibt im Grunde unangenehm direkte Antworten. Selbst dreißig Jahre nach ihrer Entstehung hat die Novelle nichts an Schärfe verloren.

Alle Figuren sind mit einer fatalistischen Liebe zum Detail entwickelt worden. Im Mittelpunkt steht ein nicht nur für Dicks Werk typischer Verlierer allerdings mit einer einzigartigen Eigenschaft, die für alle andere zu einer Art Sechser im Lotto werden könnte. Nur für Valentin selbst nicht, der um seine gescheiterte Ehe trauert und sich weigert, zum eigenen Vorteil mit Prinzipien zu brechen.

Geprägt von einem hohen Tempo und einigen irrwitzigen Situationen ist »Eine Kleinigkeit für uns Reinkarnanten« – eine Art geflügeltes Wort für Valentin – eine wunderbare Satire, eine respektvolle

Hommage an Philip K. Dick und ein weiterer Beweis für Thomas Zieglers Fähigkeiten, aus einer Reihe von Versatzstücken etwas Originelles und ganz Eigenes zu erschaffen.

Natürlich ist es elementar, Thomas Ziegler in der Reihe »Cutting Edge« vorzustellen. Verdient hätte der viel zu früh verstorbene Autor allerdings einen Platz bei »Die Welten von ...«, in denen Michael Haitel die Gesamtwerke der jeweiligen Autoren vorstellt. Der Blick in Ronald M. Hahns Chronologie zeigt schmerzhaft, welche interessanten, wenn auch nicht immer meisterlichen Kurzgeschichten in diesem Nachdruck fehlen. Dazu war Thomas Ziegler zu gut, zu ambivalent und vor allem auch zu produktiv gewesen. Aber mit dem literarischen Spatz in der Hand ist es an der Zeit, Thomas Ziegler abseits von einigen vor allem E-Book-Nachdrucken wieder mehr in den Fokus der Öffentlichkeit zu rücken. Und »Die sensiblen Jahre« ist ein erster Schritt. Alleine aus diesem Grund ist die Anschaffung dieser Sammlung mit drei Kurd-Laßwitz-Preisträgern elementar und eine fantastische, sensible, aber nicht sensitive Reise in die Nacht.

(Thomas Harbach)

Interview

Der Deutsche Science-Fiction-Preis
Michael Schmidt im Interview mit Franz Hardt

Hallo Franz, alkoholfreies Bier oder Weizen?

Weder noch, sondern lieber Wein: Im Winter rot und schwer, im Sommer weiß und leicht, aber immer trocken.

Wie war es auf dem WetzKon? Dort war ja u. a. die Verleihung des DSFP 2024.

Der WetzKon hat mir sehr viel Spaß gemacht, ich habe mich mit vielen netten Menschen unterhalten, solchen, die ich schon kannte und solchen, die ich erst kennengelernt habe. Die überschaubare Teilnehmerzahl – mehr als 99 sind ja nicht erlaubt in dem Gebäude – führte dazu, dass ich gefühlt irgendwann mit jedem mal gesprochen hatte (was sicher nicht stimmt). Das fing schon mit dem netten Abendessen am Freitag an.

Persönliches Highlight war natürlich die DSFP-Preisverleihung, da war es mir im Anzug allerdings etwas warm. Auch der sich anschließende Sektempfang und die KLP-Verleihung waren toll. Ich gehe bei Cons gerne zu Programmpunkten und das habe ich auch in Wetzlar gemacht.

Der Deutsche Science-Fiction-Preis wird von einer Jury vergeben. Du bist ihr Vorsitzender bzw. hast letztes Jahr auf dem Bucson die Preisträger präsentiert. Ich weiß nicht, ob du den meisten Leuten ein Begriff bist, daher stell dich doch mal bitte vor. Wer ist der private Franz Hardt?

Der Vorsitz des DSFP besteht aus Thomas Recktenwald, Ralf Boldt und mir. Ich

habe im letzten und auch in diesem Jahr die Preisträger präsentiert und auch vorher schon einzelne Laudationes geschrieben. In den Andromeda Nachrichten 288 habe ich mich ausführlicher vorgestellt. Ich zitiere hier einen Auszug daraus:

»Ich war acht Jahre alt, als Menschen zum ersten Mal auf dem Mond landeten, und ich hätte das Ereignis gerne live auf unserem kleinen Schwarz-Weiß-Fernseher verfolgt, aber die Uhrzeit war etwas ungünstig. Ich habe mich also schon früh für Raumfahrt und Astronomie interessiert und noch heute ärgern mich offensichtliche Fehler eines Textes in diesem Bereich. Hand in Hand – ich weiß nicht, was zuerst da war – mit diesen Interessen entstand die Begeisterung für Science-Fiction und ich habe früh begonnen, »Perry Rhodan« zu lesen, und dies tue ich heute noch, inzwischen seit über 50 Jahren.

Anfangs, als der Weltraum noch groß und voller Wunder war, also im schönsten Alter für Science-Fiction, las ich vor allem Klassiker, wie Asimov und Clarke. In den 80ern, als jeden Monat Berge von neuen SF-Büchern erschienen, erweiterte sich mein SF-Horizont z. B. um Brunner, Lem und Le Guin. Nun waren mir auch gesellschaftliche Entwicklungen wichtig, Einblicke in andere Lebensweisen, Begegnungen mit dem Fremden. Damals entdeckte ich meine Liebe zu Kurzgeschichten (Tipple, Sturgeon, Dick, Bradbury, später: Ted Chiang), die sich irgendwann auf die deutsche SF ausgedehnt hat und bis heute anhält.

Ich habe Mathematik und Physik studiert und lange in der Softwareentwicklung gearbeitet.«

Wie kamst du zum DSFP und seit wann hast du die Geschicke dort federführend übernommen?

Nachdem ich einige Zeit Rezensionen für die »Andromeda Nachrichten« des SFCD geschrieben hatte, wurde ich Mitte 2020 Mitglied des DSFP Komitees. Dies macht mir immer noch sehr viel Spaß, obwohl ich es außerordentlich bedauere, dass dadurch die Lektüre nicht-deutschsprachiger SF und von Büchern außerhalb der SF zu sehr eingeschränkt wird.

Wie oben schon erwähnt, besteht der DSFP-Vorsitz aus drei Personen.

Während des DSFP 2024 kam es zum Eklat ...

Ja, da sind interne Diskussionen eskaliert und am Ende musste der SFCD-Vorstand das Komitee auflösen und einen Neustart organisieren. Mehr sage ich dazu natürlich nicht.

Ich denke, dass sich das Komitee in Wetzlar sehr gut präsentiert hat. Es waren sechs Mitglieder anwesend, die gegen Ende mit den Preisträgern auf der Bühne standen und denen man den Spaß an ihrer Arbeit angesehen hat.

Welche Lehren habt ihr aus der Situation gezogen?

Wir haben unsere Geschäftsordnung überarbeitet und weitere interne Verhaltensregeln definiert. Außerdem stehen wir hinter dem Verhaltenskodex des SFCD. Wichtiger ist aber, dass wir versuchen, persönliche Kontakte zwischen den Komiteemitgliedern aufzubauen bzw. zu verbessern. Dies geschieht durch regelmäßige Online-Treffen und durch persönliche Treffen, z. B. bei Cons.

Ich denke, dass persönliche Kontakte helfen, Missverständnisse bei der elektro-

nischen Kommunikation zu vermeiden bzw. aufzuklären. Wir sind durchaus oft unterschiedlicher Ansicht über die Texte, die wir lesen. Aber das müssen wir aushalten und dafür müssen wir Lösungen finden.

Die Jurymitglieder waren bisher halb geheim. Manche machten ihre Teilnahme öffentlich, von anderen weiß man nichts, aber nirgendwo gibt es offiziell ein Statement, wer jeweils in der Jury ist. Das wurde von manchen Seiten kritisiert, andererseits schützt es die Jurymitglieder und erschwert eine Einflussnahme. Seit den Andromeda Nachrichten 288 werden die Jurymitglieder nach und nach vorgestellt. Wie kam es zu dieser Vorgehensweise und was verspricht ihr euch davon?

Dies gehört zu den Punkten, die wir uns beim Neustart überlegt haben: Wir wollen ein offenes Komitee sein, die Mitgliedschaft soll also im Regelfall bekannt sein. Unsere Diskussionen bleiben aber intern. Die Vorstellungsrunde soll zeigen, dass unterschiedliche Menschen im Komitee sind, die unterschiedliche Vorstellungen von Science-Fiction haben. Wir versprechen uns natürlich auch noch einen Werbeeffect, denn das Komitee ist immer noch zu klein und kann dringend weitere Mitglieder gebrauchen. Zugegeben: Das mit der Werbung hat bisher nicht so gut geklappt.

Der DSFP ist einer von zwei Preisen. Wo sind die Unterschiede zum KLP und wo kooperiert ihr?

Ich finde es gut, dass wir unterschiedliche SF-Preise haben mit unterschiedlichen Konzepten. Es ist dann auch klar, dass die Ergebnisse nicht komplett über-

einstimmen – sonst bräuchte man keine verschiedenen Preise. Wir versuchen beim DSFP, einen Überblick über sämtliche relevanten Texte zu bekommen. Deshalb entdecken wir auch immer wieder Werke, die sonst vielleicht übersehen würden.

Wir kennen die Listen der Romane und Kurzgeschichten, die für den KLP nominiert werden können, und wir schauen uns natürlich an, wer dort schließlich nominiert wird.

Ich finde übrigens, dass Udo Klotz dort eine tolle Arbeit leistet, und ich bin ein großer Fan seiner Laudationes.

Der DSFP 2025 für Werke der Science-Fiction Jahr 2024 steht noch aus. Wann wird die Nominierungsliste bekannt gegeben?

Das war einer der Gründe, warum ich dir die Antworten nicht vor Wetzlar geben wollte: Wir haben als Überraschung beim WetzKon auch gleich die Nominierungen für den DSFP 2025 bekannt gegeben. Die Ehrung der Preisträger erfolgt dann auf dem diesjährigen BuCon, der am 18.10 stattfindet,

Wie siehst du die deutschsprachige Science-Fiction-Szene?

Der WetzKon hat gezeigt, dass die Szene schön zusammen feiern und diskutieren kann, sie ist bunt und vielfältig. SF mag im Moment nicht im Fokus der großen Verlage stehen, aber wir haben immer noch eine große Anzahl von engagierten Kleinverlagen, die uns mit tollen Büchern versorgen. Dazu kommt eine wachsende Zahl von Selfpublishern. Ich denke, die SF hat uns im Augenblick viel zu sagen, sie beschäftigt sich mit vielen wichtigen Themen. Das haben auch Mainstream-Autoren

erkannt und schreiben immer öfter Science-Fiction, die dann aber nicht so benannt wird, was ich als Fan wiederum bedaure. Im Komitee sehen wir immer noch eine hohe Zahl an neuen deutschsprachigen SF-Erstveröffentlichungen: Es sind etwa 150 Romane und 300–400 Kurzgeschichten im Jahr. Gerade bei den Kurzgeschichten würde ich mir übrigens wünschen, dass diese mindestens so viel gelesen wie geschrieben werden.

Ein Wort noch an die Science-Fiction-Fans dort draußen!

Wir leben in Zeiten, in denen wir befürchten müssen, dass SF Dystopien Wirklichkeit werden. Wir sollten gemeinsam versuchen, dass es Positives und Utopisches in der Dystopie gibt.



Rainer Zitelmann

2075 – Wenn Schönheit zum Verbrechen wird

Langenmüller Verlag, München, Mai 2025,
288 Seiten, ISBN: 978-3-7844-3748-4

Alexa ist eine sehr schöne Studentin, die einen älteren reichen Freund hat. Da der in der Vergangenheit immer dadurch aufgefallen ist, dass er stetig wechselnde Freundinnen hatte, traut sie ihm eine monogame Beziehung nicht zu und plädiert deshalb für eine offene, obwohl es ihr nicht recht wäre, wenn er mit seiner letzten Freundin wieder anbandeln würde.

An der Uni gerät sie mit ihrer Kommilitonin Lena aneinander, die sie angeht, weil sie meint, durch ihre Schönheit genösse sie unverdiente Privilegien, die abgeschafft gehörten.

Diese Ideologie, die anfangs noch von vielen belächelt wird, setzt sich immer mehr durch. Nach der Wahl des Parlamentes kommt eine Partei an die Macht, die für mehr »Gerechtigkeit« sorgen will und die Privilegien der Schönen und Reichen abschaffen, oder zumindest abmildern will. Man will diese beiden Gruppen höher besteuern und die Noten sollen automatisch um eine nach unten rutschen. Aber damit nicht genug, so sollen schöne Mädchen ab 15 zwangsoperiert werden, um nicht mehr als schön zu gelten.

Auf einer Reise lernt Alexa einen Journalisten kennen, mit dem sie eine Gegenbewegung gründet und ihrer Schwester vor der anstehenden OP zur Flucht verhilft.

Ich habe in letzter Zeit schon einige Bücher und Geschichten gelesen, die die

woke Bewegung mit ihrer Cancel Culture zum Thema hatten, aber keine von denen ist so gekonnt umgesetzt worden, wie das in diesem Roman der Fall ist.

Der Autor zeigt uns, dass die Bewegung im Prinzip erst einmal vorgibt, gute und gerechte Ziele zu haben, die eigentlich jeder unterstützen würde, aber er zeigt auch, wie sie weit übers Ziel hinausschießen, indem sie chirurgische Eingriffe vornehmen, um den Mädchen zu einem durchschnittlichen Aussehen zu verhelfen. (Das ist übrigens der einzige Schwachpunkt für mich, dass der Autor uns nicht zeigt, wie die operierten Mädchen aussehen. Das überlässt er der Fantasie des Lesers und das kann durchaus gewollt sein, aber ich hätte es begrüßt, zu erfahren, was genau verändert wurde.)

Es geht aber auch um den Schönheitswahn, der heute herrscht, in dem sehr viele prominente Personen nicht mehr altern wollen und wo junge Mädchen zuerst einen Filter aufs Bild legen und sich später Schönheits-OPs unterziehen. Das wird genauso kritisiert, wie das Gegenteil, das die Regierung im Buch verfolgt. Des Weiteren wird schön geschildert, wie aus einer ursprünglich netten Idee eine Ideologie wird, die mit immer drastischeren Mitteln verfolgt wird, wie die Sprache so angepasst wird, dass schlimme Übergriffe sich nicht schlimm anhören und wie Gegner verfolgt werden und versucht wird, sie zu diskreditieren und mundtot zu machen, wie man sogar in Kauf nimmt, dass deren Leben gefährdet wird. All diese Beispiele gibt es heute auf der Welt, nur hier werden sie so überzogen, dass man sich leicht ausmalen kann, wohin solche Be-

wegungen führen können. Dabei gelingt es dem Autor, nicht nur schwarz/weiß zu malen, sondern er lässt seine Hauptfigur immer wieder grübeln und mir ihr gerät auch der Leser ins Nachdenken. Das ist gut gemacht.

Ich wünsche mir mehr solcher Bücher, in denen auf Hass und Häme nicht mit den gleichen Mitteln reagiert wird, sondern die Autoren den Leser zum Nachdenken anregen.

(Marianne Labisch)

Ich gestehe: Mit dem Namen Zitelmann verband ich zunächst den Vornamen Arnulf; dabei handelt es sich allerdings um den Theologen und erfolgreichen Verfasser von Jugendbüchern und Theologen, den Vater des hier vorzustellenden Rainer Zitelmann.

Rainer Zitelmann ist ein seit Jahren international erfolgreicher Verfasser von Sachbüchern zu Politik und Kultur, aber auch zur politischen Kultur. Er ist ein streitbarer Autor, in manchem strikt in der Meinung und kämpferisch im Verteidigen der eigenen Thesen und Forderungen. Ihn hier als Romanautor vorzufinden, war eine Überraschung. Um es vorweg zu sagen: Diese Überraschung ist im positiven Sinne gelungen.

Dies ist ein sehr engagiertes und dabei routiniert unterhaltendes Buch; mitten im Buch – etwa auf der Hälfte des Weges – kam mir eine Erinnerung, die mit dem zu tun hat, was Zitelmann zu diesem Roman getrieben hat: die deutsche Nationaleiengenschaft Neid.

Ich erlaube zum Thema Neid eine Zwischenbemerkung: Während meiner Repor-

tertätigkeit im Studio Bonn des Zweiten Deutschen Fernsehens hatte ich den Auftrag, über Hochbegabung und die Ausbildung solcher Kinder für die »Bonner Perspektiven« eine Reportage zu fertigen. Ich drehte dazu unter anderem in der Nähe von Hamburg in einer Ausbildungsstätte für solche Begabungen. Da ich der Meinung war und bin, dass ein Deutschland mit so wenig Bodenschätzen unbedingt angewiesen ist auf Extra-Begabungen. Entsprechend positiv fiel der Bericht aus.

Die Reaktion beim Fernsehpublikum war allerdings ganz anders, abweisend. Wir bekamen zwei große Körbe voller Protestbriefen: Hochbegabung brauche es nicht, alle Menschen seien gleich und sollten auch gleich sein, Begabung führe zu Privilegien. Daraus sprach eindeutig der Neid.

Zurück zu dem vorliegenden Roman: Zitelmann hat sich ein anderes Privileg zum Thema genommen – menschliche Schönheit, in der Werbung gefeiert und in den Medien hervorgehoben. Von der Filmindustrie à la Hollywood muss da gar nicht erst gesprochen werden. Der Autor zeigt uns eine nicht sehr ferne Zukunft, in der gegen solche Privilegien der von Natur aus Schönen und deswegen Erfolgreichen rebelliert wird. Denn schön zu sein, gehört sich nicht in einer Weltsicht, die alle Menschen gleich sehen will – und das in jeder Beziehung. Zeitgeschichtlich erinnert das an die Große Proletarische Kulturrevolution, bei der Altsein bedeutete damals in China, ein Verbrechen zu begehen. Die Roten Garden gingen brutal gegen solche Altersverbrecher vor. Zitelmann zeigt eine Parallelwelt:

Eine radikale Gleichheitsbewegung entsteht, die sich »Movement for Optical Justice« (MOVE) nennt; Schönheit wird durch chirurgische Eingriffe bekämpft, denn Ungleichheit des Menschen beginnt beim äußerlichen Schein.

Hier mehr zum Inhalt zu verraten, hieße die Freude an den sehr geschickt aufgebauten Handlungssträngen zu nehmen. Eine spannende Lektüre.

Dass der Verlag dieses Buch mit »1984« von Orwell und »Brave New World« von Huxley vergleicht, mag etwas hoch gegriffen sein, eine gut gemachte Dystopie ist es allemal. Man wünscht sich, Zitellmann möge im Themenbereich weiterschreiben.

(Jörg Weigand)

Gabriele Behrend

Die Frau mit den roten Schuhen

Außer der Reihe 100, p.machinery, Winternert, Juni 2025, 140 Seiten, ISBN: 978 3 95765 4601

Lilian hat ihren Sohn verloren, als er sieben Jahre alt war, weil ihr Mann lieber mit dem Kindermädchen schlief, als auf seinen Sohn aufzupassen. Die neue Firma Time-Peace Corporation ermöglicht Menschen Zeitreisen in die eigene Vergangenheit, um sich an glücklichen Momenten zu erfreuen. Lilian fängt auch wie von dem Unternehmen vorgesehen, an und besucht sich als Kind beim Seilspringen, aber irgendwann kommt sie auf die Idee, das Unglück ihres Sohnes verhindern zu wollen. Das ist allerdings strengstens verboten und so wird ihr unerlaubter Eingriff, von den »Aufpassern« korrigiert. Wenn das Schicksal ein Leben beendet,



kann es nicht nachträglich verlängert werden.

Lilian hat sich für die Trauerbewältigung keine professionelle Hilfe gesucht und ist so an ihrem Schicksal verzweifelt. Sie ist eine verbitterte Frau geworden, die an nichts mehr Spaß hat.

In einem zweiten Handlungsstrang lernen wir Michael kennen, der seine Schwester an den Krebs verloren hat. Auch er hat lange unter dem Verlust gelitten, weil die beiden ihre Eltern früh verloren haben und sich sehr nahe standen. Er bekommt den Auftrag den Auftritt der Time-Peace Corporation zu modernisieren und erfährt in diesem Zusammenhang erst von dem Bestehen dieser Firma.

Wie es die Autorin will, laufen diese beiden Menschen sich zufällig über den Weg.

Man darf darüber streiten, ob es sich bei diesem Roman von Gabriele Behrend um eine SF-Geschichte handelt oder ob es nicht doch eine Liebesstory ist. Aber egal, für was man sich entscheidet – ich denke, es ist beides –, es ist eine anrührende Geschichte. Man kann sich sofort mit der Hauptdarstellerin identifizieren. Das eigene Kind zu verlieren, gilt nicht umsonst als eins der schlimmsten Dinge, die einen ereilen können. Kein Wunder also, dass Lilian versucht, das Unglück ungeschehen zu machen. Die Idee, in die Vergangenheit zu reisen und dort einige Stellschrauben zu lockern, ist nicht neu, aber ich habe sie noch nie so intensiv und menschlich berührend gelesen. Habe die Qual noch nie so intensiv gespürt wie hier. Gabriele Behrend schafft es regelmäßig, ihre Protagonisten zum Leben zu erwecken. Sie zeichnet dabei keine perfekten Menschen, die mit allen Hürden, die das Leben ihnen auferlegt, klarkommen, sondern sensible, zerbrechliche Charaktere, denen man ein leichteres Schicksal wünscht. Bei ihr gibt es nicht die strahlenden Superhelden, mit denen jeder tauschen möchte, sondern Außenseiter, die man trotzdem mag.

Und wie die Autorin diese Einsamkeit dann mithilfe einer Katze löst, ist sehr sympathisch. Dabei stört es dann auch nicht, wenn sie sogar in den Kopf der Katze kriecht. ;-)

Ich vermute, dass die Autorin eine Romantikerin ist, die einfach nicht anders kann, als ihren Einsamen, Zerbrochenen aus ihrer Isolation, ihrer Pein zu befreien.

Und das macht auch die Autorin sehr sympathisch.

Ich werde weiter Gabriele Behrends Romane lesen und genießen.

Außerdem werde ich mal versuchen, ob Gabriele Behrend sich zu diesem Roman interviewen lässt.

(Marianne Labisch)

In Gabriele Behrends Kurzroman »Die Frau mit den roten Schuhen« – die erste Querverbindung zwischen den beiden Sublabels »Andro SF« und »Außer der Reihe« in der p.machinery – geht es um zweite Chancen. Nicht aktiv, sondern nur passiv. Die langen Schatten der Vergangenheit und den schmalen Grat, aus der Erinnerungen Kraft/Freude zu ziehen, aber auch loslassen zu können, um dem Neuen, dem Aufregen eine Chance zu geben. Es ist eine DreiecksLiebesgeschichte zwischen »Alfred Whitesocks«, Lilian und Michael. Das hört sich erotischer und vielleicht aufregender an, als es in Wirklichkeit ist. Dabei ist es harmonischer und stimmungsvoller als es sich Lilian und Michael mit ihrem jeweiligen, teilweise erdrückenden Ballast vorstellen können.

Und es geht um Zeitreisen. Es ist schwer, diesem Thema neue Ideen oder Impulse abzugewinnen. Von H. G. Wells' revolutionärer Geschichte »Die Zeitmaschine« bis zu romantischen Komödien wie »Die Frau des Zeitreisenden« ist im Grunde jedes Sujets, jedes Thema abgegrast worden. Und doch hat Gabriele Behrend einen interessanten, einen innovativen, aber auch provokativen neuen Ansatz gefunden.

Wie in vielen ihrer Geschichten ist Technik immer Mittel zum Zweck. Sie wird

nicht ausführlich beschreiben, detailliert seziert. Sie ist da und muss genutzt werden. Zum Guten wie zum Schlechten. Die »Time-Peace Corporation« bietet gegen einen ordentlichen Preis Zeitreisen an. Anscheinend eine Idee, eine Erfindung, die sich unabhängig von ihrem die gegenwärtige Betrachtung von damals und heute revolutionierenden Aspekt, noch nicht wirklich herumgesprochen hat, denn Michael ist vollkommen überrascht, als er ausgerechnet für die Time-Peace Corporation eine neue Werbekampagne mitgestalten soll.

Betuchte Normalbürger in ihre eigene Vergangenheit zu schicken, damit sie schöne Momente ihres Lebens noch einmal mit eigenen Augen sehen können. Dabei begegnen sie sich auch selbst. Trotzdem gibt es Regeln: »Ansehen ja, eingreifen nein« steht über allem. Kritische Punkte im eigenen Leben des Reisenden werden vorher mittels analytischer Gespräche erkannt und für den Reisenden in der Theorie, aber natürlich nicht in der Praxis des vorliegenden Romans gesperrt. Wenn man die Geschäftsregeln akzeptiert, wird man nach Zahlung eines ordentlichen Betrags durch Quantenverschränkung in die entsprechende Vergangenheit geschickt und kann den Moment noch einmal erleben, sehen, fühlen, aber wie schon angesprochen niemals anfassen oder eingreifen. Eine unendliche Versuchung, im Grunde eine Sucht erregende Erfahrung. Die biografischen Landmarken wurden auf den Reisenden individualisiert, sodass eine Abweichung zu historisch relevanten Punkten nicht möglich ist. Anscheinend verlässt sich allerdings

die Time Peace Corporation auf die Ehrlichkeit der Reisenden und die Klauseln im Kleingedruckten. Zwar wird jede Abweichung oder Veränderung der entsprechenden Ereignisse registriert und eine entsprechende Strafe ausgesprochen, aber wie bei jedem Konzern sind im Rahmen des alltäglichen Geschäfts die Gesetze ein wenig lasch. Und hier fängt im übertragenen Sinne auch der Kopf von oben an zu stinken, da zumindest im Falle von Lilian eine zweite, vielleicht sogar eine dritte Chance ausgesprochen wird.

Bevor auf die beiden Hauptpersonen eingegangen werden soll, muss vielleicht eine Schwäche des Buches herausgestellt werden. Wirtschaftlich argumentiert Gabriele Behrend erstaunlich naiv. Ja, die Reisen sind teuer, aber nicht nur für die kleine Masse an Multimilliardären erschwinglich, wie Michael zeigt. Dadurch müsste diese Art des Reisens für mehrere Millionen Menschen auf der Erde interessant sein und angesichts der eigenen Sensationssüchtigkeit der Massen müssten die Geschäfte brummen. Daher wirkt eine neue Werbekampagne unglaublich. Hinzu kommt, dass Lilian als regelmäßig Reisende gerne gesehen wird, auch wenn sie immer auffälligeres Verhalten ungläubliche Risiken in sich trägt. Logisch gesehen hätte sie viel früher Hausverbot bekommen müssen. Auch der Schlag eines Schmetterlings kann die Vergangenheit verändern und die Reisenden sind in den jeweiligen Momenten ihres Auftretens sichtbar. Dieser technische Aspekt wird zu wenig nachhaltig herausgearbeitet und wie bei »Die Frau des Zeitreisenden« muss der Leser auf der Logikseite einige argumen-

tative Kompromisse eingehen. Aber wie zum Beispiel auch in der Stephen-King-Geschichte »Der Antwort-Mann« geht es auch weniger um Logik, sondern um einen Weg, mit dem eigenen Leben fertig zu werden und trotz der Implikationen einer Reise zu den glücklichsten Momenten im eigenen Leben handelt es sich auch um eine direkte (Lilian) oder indirekte (Michael) Verarbeitung von Trauer, von Verlust und schließlich auch den subjektiven Unzulänglichkeiten. Gabriele Behrends Kurzroman gleicht in diesen Punkten die wissenschaftlich-technisch-wirtschaftliche Schwäche dank der wieder überdurchschnittlichen Charakterführung sehr gut aus.

Das verbindende Element ist der eigenwillige Kater Alfredo Whitesocks. Der Name setzt sich aus Alfredo von Michael verstorbener Schwester ausgewählt und Whitesocks zusammen, dem Namen, welcher er von Lilian bekommen hat, als er auf der Suche nach einer zweiten Futterquelle gewesen ist. Gabriele Behrend hat selbst eine Katze/einen Kater, daher wirken ihre Beschreibungen der eigenwilligen, opportunistischen, aber auch sehr pragmatischen Persönlichkeit des Vierpfötters auch sehr überzeugend.

Michael ist wie Lilian ein Mensch, der mit seiner eigenen Vergangenheit nicht fertig wird. Im Gegensatz zu Lilian greift er allerdings auf professionelle Hilfe zurück. Er ist zusammen mit seiner Schwester aus dem Haus seiner alkoholkranken Mutter genommen worden. Bei der ersten Kurzzeitpflegefamilie waren die beiden glücklich, was sich auch in Michaels Zeitreisewunsch äußert. Die weiteren Pflegefamili-

en haben vor allem bei seiner Schwester schwere Narben hinterlassen, während Michael früh lernte, auf eigenen Füßen zu stehen, sich um die jüngere Schwester vor allem in Beziehungskrisen zu kümmern. Später lebte er in seinem Wohnwagen, seine Schwester in einem kleinen Appartement. Ihre Krebserkrankung verheimlichte sie vor ihrem Bruder, lehnte jegliche medizinische Hilfe ab und starb wenige Jahre, bevor der Hauptteil der Handlung einsetzt. Michael ist zwar in ihre Wohnung gezogen, hat aber ein eigenes Leben und vor allem Beziehungen zu anderen Menschen/Frauen nie wirklich angenommen. Nur Alfredo als Hinterlassenschaft seiner Schwester ist der Bezugspunkt in seinem Leben.

Lilian dagegen hat ihre Jugendliebe aus reichem Hause geheiratet. Mit der Geburt ihres Sohnes veränderte sich das Verhältnis zwischen den Eheleuten. Als Henry bei einem tragischen Unfall inklusive Vernachlässigung durch den Vater – gleichzeitig wird sein Verhältnis zum Kindermädchen bekannt – stirbt, lässt sie sich scheiden, verklagt ihren Ehemann und zieht mit der Hälfte des Vermögens in eine kleine Wohnung, zwei Etagen über Michael.

Ihr Geld ermöglicht es ihr, immer wieder Reisen mit Time-Peace zu unternehmen. Sie will aber nicht die eigenen Glücksmomente noch einmal erleben, sondern aktiv die Vergangenheit ändern. Das steht aber nicht nur in einem Widerspruch zu den Richtlinien, sondern diese Zeit hätte von der Geschäftsführung nach einer intensiven Befragung und Überprüfung ihrer Persönlichkeit – der Prozess

gegen ihren Mann inklusive einer sexuellen Beziehung mit Minderjährigen – gleich geblockt werden müssen. Gabriele Behrens Prämisse, dass Menschen generell nur Glücksmomente in der eigenen Vergangenheit besuchen dürfen und es vor allem wollen, wirkt ein wenig konstruiert und ist eine der Schwächen dieser ansonsten emotional überzeugenden Liebesgeschichte.

Immer wieder versucht Lilian, ihren Sohn zu retten. Die Computer der Time-Peace Corporation greifen zu spät ein und versuchen es zu korrigieren. Die erste drastische Korrektur schießt weit über das Ziel hinaus und sollte auch in der Gegenwart deutlich andere Auswirkungen haben, als Gabriele Behrend extrapoliert. Der zweite Eingriff – Lilian erhält auch eine zweite Chance, das Ereignis zu korrigieren, aber nicht gänzlich zu eliminieren – wirkt mehr wie eine Operation mit dem Seziermesser, aber könnte ebenfalls die Gegenwart verändern. Sollte Lilian kein Einzelfall sein, dann hätten die ganzen Schläge der Schmetterlingsflügel im metaphorischen Sinne deutlich stärkere Auswirkungen.

Dank des Katers finden Lilian und Michael zusammen. Sie leben ihre Beziehung, aber es gibt immer noch dunkle Flecke. Lilian möchte nicht mehr die ganze Vergangenheit verändern, aber trotzdem mit einer anderen Inkarnation ihres Ichs Kontakt aufnehmen. Gabriele Behrend arbeitet in diesem Punkt auch ein wenig zu opportunistisch – es ist eine Romanze und keine Liebestragödie, welche sie geschrieben hat – das Risiko ab, dass sich Lilian und Michael nicht begegnen. Die

Reaktionen beider Partner wirken hinsichtlich der entsprechenden Gespräche ein wenig zu konstruiert. Michael sieht das Glück seiner Freundin höher an als eine zufriedenstellende Beziehung. Lilian weiß selbst nicht wirklich, was sie will. Sie liebt Michael, aber ihre vergangene innere Unzufriedenheit ist ihr ein wenig narzisstisch wichtiger als die zu diesem Zeitpunkt wieder infrage gestellte Zukunft mit Michael.

Interessant ist, dass Gabriele Behrend nach der theoretischen Vorbereitung und der entsprechenden aktiven, aber nicht den Erwartungen entsprechenden Umsetzung auf ihren ursprünglichen Handlungsverlauf zurückkommt und die beiden Königskinder den Fluss endgültig überqueren lässt. Die ganze finale Sequenz gipfelt in einer cineastisch geschriebenen Szene inklusive eines kleinen »Zeitsprungs« einige Monate zurück als neuem Sprungbrett. Emotional unterentwickelte Menschen werden diese Abfolge als konstruiert und kitschig empfinden. Angesichts der dreidimensionalen Zeichnung ihrer beiden waidwunden Charaktere – sie sind Opfer der eigenen Leben und keine Täter – ist es aber ein zufriedenstellendes Ende, das unterstreicht, dass sie nur selbst und auf Eigeninitiative ihres Glücks Schmied sind. Und dazu braucht es auch keine Time-Peace Corporation.

Auch die Nebenfiguren sind mindestens zufriedenstellend bis effektiv überzeugend gestaltet. Insbesondere Lilians schlechtes Gewissen hinsichtlich des Prozesses gegen ihren Mann; dessen Vorwürfe an ihr egoistisches Verhalten, unbedingt Mutter und nicht mehr Ehefrau zu

sein; Michaels Beziehungsgängste, an denen er teilweise sogar absolut unschuldig ist, oder die mitfühlende Abteilungsleiterin bei Time-Peace hebt diese Protagonisten aus der dominierenden Liebesgeschichte positiv hervor und gibt dieser erstaunlich kurzen, aber doch tief greifenden Story noch mehr überzeugende Dichte und Authentizität.

»Die Frau mit den roten Schuhen« ist vor allem eine romantische Liebesgeschichte – mit den entsprechenden Umwegen –, deren technisches Gimmick – die Möglichkeit der Zeitreise – eher wie eine »Droge« wirkt, welche den Blick auf das gegenwärtige Leben mit vielen Tiefen und wenigen Höhepunkten blockiert. Es ist für die beiden Hauptfiguren ein unkontrollierbarer und manchmal sie überwältigender Reifeprozess. Natürlich ist es eine Versuchung, der eigenen Vergangenheit den Firmenrichtlinien folgend als passiver Zeuge; dem menschlichen Impuls folgend als aktiv eingreifendes Element noch einmal, zweimal oder immer wieder zu begegnen. Aber letztendlich ist es wie die Realität mit dem Betrachten als Fotos, alter Filme, Tonbandaufzeichnungen oder den eigenen Erinnerungen. Es ist nicht (mehr) das wahre Leben. Es sind Momentaufnahmen.

Und das Leben ist zu kurz, um bei den Momentaufnahmen zu verharren und sich nicht mehr emotional oder intellektuell fortzuentwickeln. Gabriele Behrend hat noch eine Botschaft: Der Mensch ist nicht zum Einzelgänger geschaffen. Und manchmal braucht es eben einen eigenwilligen Kater ...

(Thomas Harbach)



David Seinsche

Das Vermächtnis der Baba Jaga

Der Barde 3 (Hrsg. Alisha Bionda)

Arunya-Verlag, Köngen, April 2025, E-Book, ISBN 978 3 8194 0157 2, 55 Seiten (Printausgabe)

In der Taverne »Zum schwankenden Lampon« präsentiert der Barde Manchego seinem lauschenden Publikum eine Geschichte, die ihn selbst über die Maßen berührt:

Jadwiga, genannt Jaga, lebt seit dem Tod ihrer Eltern allein mit ihrer Katze in einer Waldhütte. Regelmäßig besucht sie das Dorf ihrer Kindheit, wo sie aus Kräutern hergestellte Cremes und Salben verkauft und ihren Rat als Heilkundige anbietet.

tet. Als das Christentum Einzug im Land hält, erfahren die Missionare auch von Jaga, die inzwischen, als eine nicht mehr junge Frau, den Beinamen Baba trägt. Mehr als einmal gerät sie mit dem Inquisitor dieses neuen Glaubens aneinander, in dessen Riten sie eine Versklavung seiner Anhänger sieht.

Mit »Das Vermächtnis der Baba Jaga« präsentiert Autor David Seinsche eine Erzählung, die auf sehr überraschende Weise mit dieser Figur aus der slawischen Mythologie umgeht. Oft wird Baba Jaga als alte, einsiedlerische und »durchweg böse-artige« (Wikipedia) Hexe dargestellt, die in einer Hütte auf Hühnerbeinen, genannt »Hütte des Todes«, lebt. Doch gibt es auch esoterische, naturverbundene Strömungen, die der Baba Jaga als wohlmeinende Erdmutter huldigen.

Da setzt auch Autor David Seinsche an und arbeitet auf unverbrauchte Art die Ursprünge der »Baba Jaga«-Legende heraus. Er zeigt Jaga zuerst als junge Frau, die im Einklang mit der Natur und in Frieden mit den Menschen lebt, doch auch mit ihren Überzeugungen nicht hinterm Berg hält.

Als die christlichen Prediger ins Land kommen, wäre zu erwarten gewesen, dass Jaga, nach ihrer Kritik an den Methoden der Missionare, kurzerhand als Hexe gebrandmarkt, verurteilt und getötet wird. Doch David Seinsche vermeidet eine solche vorhersehbare Entwicklung und macht stattdessen den Inquisitor, Jagas Gegenspieler, zu einer unerwartet ambivalenten und interessanten Figur, die ein besonderes und durchaus respektvolles Verhältnis zu der Frau aufbaut. Wenn-

gleich der Autor am Ende die Geschichte nicht umschreibt.

Wie die Vorgängerbände bietet auch »Das Vermächtnis der Baba Jaga« Stoff für einen gemütlichen Leseabend zwischen Folklore und Fantasy. Besonders stimmungsvoll wirkt dies, wenn die Tage wieder kürzer werden. Überzeugend ist der überraschende Verlauf der Story, ohne dass sich David Seinsche dabei in Effekthascherei flüchten muss.

(Elmar Huber)

NOVA 35

Magazin für spekulative Literatur

p.machinery, Winnert, November 2024, 200 Seiten, Paperback, ISSN 1864 2829, ISBN 978 3 95765 435 9, E-Book: ISBN 978 3 95765 708 4

Unter der Leitung von Marianne Labisch präsentiert sich »NOVA« 35 als Themenausgabe. Frauen wurden eingeladen, zu den Themen Mutter, Geburt, Erziehung und Gleichberechtigung zu schreiben. Vielleicht gibt es irgendwann auch eine von Männern gestaltete Ausgabe zu diesem Thema.

Susan Obando-Amendt eröffnet die NOVA Ausgabe mit der längsten Geschichte, einer Novelle. Die Probleme mit dem Text beginnen schon in der Struktur. Entweder ist die Geschichte zu lang, weil sie sich nicht nur auf das einzelne Schicksal der Protagonistin konzentriert, oder sie ist zu kurz, weil die an den Haaren herbeigezogene Auflösung/Implikation der Lösung der gesellschaftlichen Probleme wie eine theoretische »Deus Ex Maxchina« Auflösung daherkommt, die schon in der



Realität nicht funktioniert. Da sind die teuren menschenähnlichen Androiden vielleicht die bessere Lösung als die zahllosen Arbeitslosen und Arbeitsunwilligen loszuschicken.

Die Teenagerin Alex lebt inzwischen mit ihrer Mutter in einer Forscherstadt. Nach Jahren der Seuchenbekämpfung hat sich die Mutter in die Forschung zurückgezogen und praktiziert nicht mehr als Ärztin. Es gibt dort auch eine Privatschule und Alex gehört zu den aussichtsreichsten Kandidaten. Allerdings leidet sie unter Albträumen. Ihre perfekte Welt gerät ins Wanken, als sie während einer Prüfung in der ihr verbliebenen Zeit nach dem Lösen der Aufgaben beginnt, einen Vogel zu ma-

len. Wie ihre Mutter es früher gemacht hat. Die Reaktion des Prüfungsausschusses ist vor allem in Hinblick auf eine zu diesem Zeitpunkt fehlende Überprüfung ihrer Arbeit überzogen.

Die zweite Aufgabe betrifft Sozialkunde. Sie soll sich in der nahe gelegenen Stadt Werrn mit den Menschen unterhalten. Sie sind überaltert, verarmt, haben keine Aufgaben und leben im Gegensatz zu den Forschern von der Hand in den Mund.

Zwischen diesen beiden Extremen stehen noch die Entführungen von Jugendlichen durch Menschenhändler. Einen dieser Überfälle erlebt Alex live mit, gehört aber nicht zu den Opfern.

Die Autorin versucht, zu viele Themen auf einmal zu erschlagen und schafft es nicht, sich wirklich einen roten Faden zu erarbeiten. In der Theorie wäre es Alex, deren Welt beginnend mit dem Zeichnen in der Prüfung zerfällt. Schnell kommt heraus, dass ihr bisheriges Umfeld gar nicht so ist, wie sie es glaubt. Fragen von Familie, wahren Eltern und schließlich auch der persönlichen Zukunft werden gestreift. Alex ist schockiert und wie es sich für diese Art von »Coming of Age« Geschichten gehört, fühlt er sich entwurzelt. Finale Antworten über den Hinweis hinaus, dass Alex mehr als hochbegabt und damit besonders ist, gibt es nicht.

Dann kommt die Gesellschaft. Wie am Ende gesagt wird, ist der betriebene Aufwand monetär wie hinsichtlich der Ressourcen extrem hoch. Zu hoch für die Menschen, um welche es schließlich geht. Die Lösung – zumindest in Alex Sicht – liegt quasi vor ihren Füßen in den Straßen

von Werrn. Wenn alles so einfach wäre, dann gäbe es erstens keine Arbeitslosen und zweitens hätten sich die Politiker vielleicht auch diesem Thema aus der Perspektive genähert. Da muss eine Jugendliche »aufwachen«, mit offenen Augen durch die Straßen gehen und hat umgehend die Lösung.

Je weiter die Autorin beginnend mit Alex Prüfungen in ihrer Welt fortschreitet, desto schwieriger hat sie es, eine wirklich originelle Handlung zu entwickeln. Dabei gäbe es sogar mit der wahren Identität ihrer gegenwärtigen Mutter gute Ansätze. Sie verschwimmen in einem einheitlichen Brei aus Klischees und vor allem einer ausgesprochen schematischen Handlungsführung.

Während die Dialoge teilweise ein wenig bemüht erscheinen, funktioniert die Charakterisierung der handelnden Protagonistin Alex zu Beginn ausgesprochen gut. Zwar immer wieder nahe an den üblichen Klischees kann sich der Leser mit dieser Figur identifizieren und verfolgt die Welt aus ihren offenen, aber noch unerfahrenen Augen.

Auch die zweite Story leidet unter in diesem Fall einer absurden Prämisse. Wenn es eine Satire ist, dann schießt sie weit am Ziel vorbei. »Eijei« von Regina Schleheck beschreibt eine Gerichtsverhandlung zwischen dem zukünftigen Vater und der werdenden Mutter um das Sorgerecht des ungeborenen In-vitro-Kindes, das nicht nur anwesend ist, sondern am Ende einen spektakulären Auftritt hat. Der Sorgerechtsstreit wirkt ein wenig überzogen, trifft aber viele Themen, mit denen sich die Familiengerichte auseinanderset-

zen müssen. Das Kind selbst entscheiden zu lassen, ist eine gute Idee. Bei einem noch ungeborenen Kind gibt es in dieser Satire nur eine Lösung. Und die wirkt aus dem Nichts heraus kommend, leider aufgesetzt und belehrend.

Alexa Rudolphs »Nur ich und ein Eimerchen« ist eine seltsame, aber auch angenehm warme Geschichte. Die Protagonistin ist vierfache Mutter und auch Großmutter. Ihre Enkelin erzählt ihr, dass es einen Strand gibt, wo man die Kinder quasi aus dem Sand buddeln und mitnehmen kann. Eine Idee, die an Lovecraft erinnert, bei dem allerdings eher böse Kreaturen aus dem Meer gekommen sind. Die Gespräche mit der Enkelin sind erfrischend, ihre Gedanken auf den ersten Blick kindlich naiv, bis die Protagonistin tatsächlich mit ihrem Mann an den Strand fährt und vor der gemeinsamen Entscheidung steht. Der Titel bezieht sich auf eine mögliche zweite Reise.

Neben den pointierten und natürlichen Dialogen und der bizarren Idee fällt allerdings die seltsame Strukturierung der Geschichte auf. Zu Beginn geht die Autorin nicht nur auf den Barbie-Film, sondern den armen, charakterlich unscheinbaren Ken ein. Der Leser freundet sich mit dem Gedanken an, es kommt zu einer Abrechnung mit den Klischees, für welche die Barbie-Puppen stehen. Dieser Ansatz wird dann fast nahtlos durch die Feuerwehr spielende Enkelin fallen gelassen und ein neuer Ansatz macht sich breit. Aber die grundlegende Idee ist einfach »niedlich«.

Schon in der ersten Novelle dieser besonderen »NOVA«-Ausgabe spielten Androiden als Ersatzmutter eine relevante

Rolle. Janika Rehak hat das in »Motherhood – eine Annäherung« auf eine kompakte Spitze getrieben. Die Androidin – warum Androiden weiblich und männlich als Basis Grundlage für Emotionalität/ Persönlichkeit sein können, wird an keiner Stelle erläutert – beginnt für ihre Testperson 236 menschliche Gefühle zu entwickeln. Das ist angesichts des Handlungsverlaufs wenig überraschend, auch wenn die Form des Berichts erstaunlich lebendig und emotional niedergeschrieben worden ist. Die Verwunderung der eigentlich emotionslosen Leihmutter verfolgt der Leser auf Augenhöhe. Zwar ist die Geschichte inhaltlich eher vorhersehbar und leidet auch unter fehlenden Wendungen, aber die technische Struktur und der Verzicht auf zu viele Klischees haben »Motherhood – eine Annäherung« beginnend mit dem ungewöhnlichen Titel aus der überschaubaren Anzahl vergleichbarer Texte ein wenig mehr positiv heraus.

Monika Niehaus ist eine vielseitige Autorin, deren Stärke bei Miniaturen allerdings eher in humorigen Texten und keinen Exkursionen in den Bereich der Biologie liegt. Eine Professorin doziert über das Thema »Wenn die Menschen Seepferdchen wären ...« – auch gleichzeitig der Titel der Miniatur – und versucht, die Selbstbestimmung der Frau am fehlenden Druck zur Reproduktion festzumachen. Der Mann, das Seepferdchen, übernimmt ja diese Aufgabe. Bei »Nur ich und ein Eimerchen« entscheidet die Frau schließlich selbst, was sie machen will. Auf den Partner wird auf eine humorvolle Art und Weise wenig Rücksicht genommen. Dieser ordnet sich fatalistisch der Frau unter, die

er liebt. Daher wirkt Monika Niehaus Text ausgesprochen bemüht, belehrend und der Vergleich oberflächlich. Der Bogen-schlag zu Brecht setzt dieser misslungenen Miniatur eine literarische Krone, die der altbackene und belehrend klingende Text nicht verdient. Von Monika Niehaus kann und muss man mehr erwarten.

Auch bei Marianne Labisch geht es um das Verhältnis Mensch/Androidin. Auch hier ist es überraschend, dass die geschlechtliche Zuordnung der künstlichen Menschen in weiblich oder männlich impliziert, dass sie auch so etwas wie Gefühle haben sollten. Die Androidin will ihrer Ziehtochter – auch das ist eine Idee, die in den hier gesammelten Geschichten schon mehrfach verarbeitet worden ist – im Teenageralter helfen, ihre leibliche Mutter zu finden. Der Titel »Suche« ist Programm. Eine Androidin der gleichen Baureihe plant das Gleiche für den ihr anvertrauten Jungen. Der erste Schritt ist es, einen Hacker zu finden, welcher die Daten der leiblichen Eltern ausfindig machen soll.

Marianne Labisch streift in ihrer Geschichte viele »Coming of Age«-Themen. Wo komme ich her, wer sind meine Eltern, wo will ich hin. Die beiden Androiden-Mütter dienen dabei als wohlmeinende Eltern. Es ist aber von Beginn an klar, dass sie an der Stelle der eigentlichen Eltern aufgrund der nicht näher beschriebenen Gesetzmäßigkeiten erziehen, vielleicht auch mehr begleiten.

Die Suche steht zwar im Vordergrund der Geschichte, aber das schwierige, für Menschen alltägliche Verhältnis zwischen Mutter und Kindern – das gilt für Töchter wie Söhne – gibt der Story eine emotiona-

le Tiefe. Ein Forum hilft der Androidin, wobei die Autorin hier einige Klischees bemüht, bevor die Handlung wieder an Fahrt gewinnt und ein wenig hektisch sowie zu kurz für die aufgeworfene Problematik endet. Dabei ist das eigentliche Ende ausgesprochen gut, emotional ohne Kitsch und überzeugend erzählt. Es kommt nur eben ein wenig zu sehr aus dem literarischen Nichts, um seine emotionale Tiefe gänzlich zu entfalten. Im Vergleich zu den bisherigen, eher klischeehaften Geschichten ein erster Höhepunkt dieser »NOVA«-Ausgabe.

Zu den besten, am meisten provozierenden und damit der Intention »NOVAs« entsprechenden Geschichten gehört »Emma« von Nicole Hobusch. Es geht um eine Totgeburt während einer Schwangerschaft. Ohne zu viel zu verraten, ist es die Spitze des Eisberges und beschreibt den Versuch gewissenloser Wissenschaftler, die Büchse der Pandora zu eröffnen. In einem anderen Punkt reiht sich Nicole Hobuschs Geschichte thematisch in den schon angesprochenen roten Faden dieser »NOVA«-Ausgabe ein, aber die Autorin will keine Kompromisse eingehen und reiht sich im Grunde ganz am Anfang ein. Immer wieder findet sich der Satz »Ich freue mich so« in dieser Geschichte. In diesen vier Worten steckt eine der wichtigsten Wendungen dieser Story. Der sachliche Stil hilft, den Inhalt zu verdauen, auch wenn viele Frauen/Eltern, die selbst eine Fehlgeburt erlitten haben, in deren Umfeld so etwas passiert oder es im Freundes-/Familienkreis direkt miterlebten allergisch auf das Thema reagieren könnten. Aber die direkte Art der Erzäh-

lung, die unterliegende Grundidee und die schonungslose Abrechnung mit der in diesem Fall in mehrfacher Hinsicht gewissenlosen Wissenschaft/Forschung heben den Text auf ein besonderes Niveau, der kritisiert, ohne Gefühle zu verletzen.

Auch »Motherhood V« von Gabriele Behrend – sie hat auch einige der hier gesammelten Geschichten illustriert – ist ebenfalls eine positiv provozierende Geschichte. Es gibt ein Gefängnis für schlechte Mütter, wobei dieser Begriff auch relativ ist. Die Kinder werden ihnen weggenommen. Gabriele Behrend häuft alle möglichen Klischees über ihre ausschließlich reagierende und nicht nur emotional überforderte Protagonistin. Dabei geht die Autorin geschickt vor. Sie überfrachtet den Leser förmlich zu Beginn der Story, um ihn dann auf eine interessante Art und Weise weniger abzulenken oder zu manipulieren, sondern nachdenklich zu machen. Das Ende erweist sich als unvorhersehbare, aber vor allem nicht gänzlich ausschließende Wendung der Handlung. Es ist kein Holzhammer Ende und rückblickend ist der von Gabriele Behrend aufgezeigte Weg des Niedergangs im Gefängnis in sich schlüssig. Dabei bewegt sich die Autorin ein wenig zwischen der angesprochenen reinen Provokation, indem die Klischees der angeblich so guten Leute auf den imaginären Tisch kommen und boshafter Satire. Gabriele Behrends Stärke sind gebrochene Charaktere, die am Leben verzweifeln (können), aber auch einen dogmatischen Willen in sich tragen, irgendwie ohne Ziel stoisch weiterzumachen. Und das kommt in dieser intensiven Story voll zur Geltung.

Heidrun Jänchens »Ich bin die Auferstehung und das Leben« zeigt eine Reihe von Stärken, aber auch eine große Schwäche – Algis Budrys lässt schön mit seinem »Projekt Luna« grüßen. Die knallharte Pointe entpuppt sich als eine vertraute Variation des Klassikers.

Bis dahin präsentiert die Autorin die Geschichte einer Traumtherapeutin, die militärische Einsatzkommandos betreut. Ihr Ziel ist das Eindringen in eine außerirdische Struktur. Jede Mission präsentiert neue Schrecken. Die Prämissen verändern sich. Nur bedingt können Erkenntnisse aus den gescheiterten Aufträgen für den nächsten Einsatz übernommen werden. Aus der Perspektive der Hauptfigur zeigt die Autorin die Schwierigkeit, immer wieder ihre Frau zu stehen und damit die Vorgesetzten stolz zu machen und dem sich stärker zurückmeldenden Überlebensinstinkt. Die Traumtherapeutin muss dem wachsenden Druck ihrer Vorgesetzten standhalten und im Grunde Kompromisse finden. Die Erinnerungen werden der nächsten »Generation« übertragen, wobei die interessante Wendung auch im direkten Vergleich zu Algis Budrys die gleichzeitige Manipulation der Erinnerungen ist. Die Protagonistin kennt die Realität, der Leser lernt sie kennen, während die Missionscrew bis zum Ende in einem manipulierten Dunkel gehalten wird.

Der Hintergrund der Geschichte ist absichtlich rudimentär entwickelt. Der Mensch und die jeweilige Mission sollen im Mittelpunkt stehen. Eine spannende interessante Geschichte, auch wenn das Ende dem aufmerksamen Leser bekannt vorkommt und deswegen auch nicht so kraftvoll erscheint.

»Der Termin« von Sarah Raich präsentiert eine interessante Ausgangslage. Da sich ihre Tochter ein Kind wünscht, muss die seit vier Jahren verwitwete Mutter zur Empathischen Emotionsrekapitulation. Der Titel bezieht sich auf den entsprechenden Termin. Die ältere Protagonistin rekapituliert noch einmal ihr bisheriges Leben inklusiv ihrer Ehe, aber auch dem eigenen Kind gegenüber. Vieles ist inzwischen aus der Distanz eher ambivalent. Zwar liebt sie ihr Kind, hat aber auch ein eigenes Leben und fühlt sich nicht unbedingt wohl, alles noch einmal durchleben zu müssen.

Sarah Raich stellt einige Punkte geschickt gegenüber. Ob eine Analyse des eigenen Verhältnisses zum Kind diesem unbedingt helfen oder vielleicht in einzelnen Punkten auch schaden kann, bleibt offen. Der Leser muss sich sein eigenes Urteil bilden. Das liegt auch an der Tatsache, dass das Leben ja grundsätzlich nach vorne gelebt, aber gut nach hinten beserwerischer betrachtet werden kann. Den Moment der Entscheidung, nach links oder rechts abzubiegen, kann man nur betrachten, aber nicht ändern oder wiederholen. Die älteren Frauen werden mit ihrem Schicksal und der Frage nach der Qualität ihrer Mutterzeit alleine gelassen. Die jüngeren Frauen könnten Erfahrung erringen, die sie sonst unterwegs an der Seite ihrer Kinder sammeln müssen. Ob es etwas hilft, bleibt im Dunkeln. Aber Sarah Raich versucht auch nicht, sich in der Tiefe mit diesen Themen auseinanderzusetzen. Sie will ein wenig provozieren, eine These in den Raum stellen, an welchen sich die Leser reiben können. In dieser Hinsicht ist die Geschichte gut gelungen.

Zwei Storys dieser Ausgabe sind Übersetzungen. Michael Iwoleit hat Bonnie Jo Stufflebeams »Die Beschädigten« übersetzt. Robin arbeitet an einem Prototyp eines künstlichen Menschen für den privaten Haushalt. Die ersten Serien dieser Androiden – der rote Faden aus den ersten Geschichten wird wieder aufgenommen – waren am menschenähnlichsten, zeigten aber schnell Verhaltensstörungen. Die meisten alten Modelle sind inzwischen verschrottet, aber einige dieser im Titel »Die Beschädigten« genannten Androiden laufen noch frei herum. Als eine Art Ersatzmutter kümmert sich die Protagonisten um diese Prototypen.

Lange Zeit hat der Leser das Gefühl, einem vertrauten Text zu folgen. Die überraschenden Wendungen kommen erst zum Schluss, wobei die Autorin eine erstaunlich pragmatische Lösung präsentiert und sich nicht in rührseligen Szenen verliert. Da die künstlichen Gefährten dieser Geschichte alle beschädigt und damit erstaunlich menschenähnlich sind, stellt sich nicht die Frage, wie eine Gesellschaft mit perfekten Androiden umgehen würde. Diese Szenarien haben einige andere Geschichten dieser »NOVA«-Ausgabe ange-rissen und konnten auch keine finalen befriedigenden Antworten liefern.

Die Herausgeberin hat »Das tiefste Blau der Welt« (Sonya Dorman) übersetzt. Die Mütter müssen den Nachwuchs an der Front produzieren. Keine Androiden, welche dahin geschickt werden können. Kaum haben die Jugendlichen ein heiratsfähiges Alter erreicht, werden sie quasi auf die Hochzeitsbank geschickt. Wer sich verweigert, wird offiziell in den Unter-

grund geschickt oder muss sich an den Fließbändern zu Tode arbeiten. Zwischen den Zeilen könnte man auch eine andere finale Lösung erkennen. Die junge Anna will nicht heiraten und ihrer Mutter eher in die Hölle folgen.

Die Geschichte stammt aus dem Jahr 1964 und ist wahrscheinlich auch unter dem Eindruck des mehr und mehr auf-flammenden Vietnamkriegs entstanden. Künstliche Befruchtung und Klonen gibt es nicht. Ein Mensch muss immer noch geboren werden. Wie aktuell der Text ist, kann der Leser an Russland erkennen, wo Putin Kopfpfämien für Geburten aussetzt, um den Bevölkerungsschwund zu stoppen. Von den potenziellen Soldaten für den Ukraine-krieg in dann 18 Jahren ganz zu schweigen. Manche ideologischen Ziele sterben eben nicht aus. Das Ende ist fatalistisch, zynisch und zeigt, dass der freie Wille im Grunde nur eine Illusion ist. Ein guter Abschluss dieser »Nova« Ausgabe. Die Agentur der inzwischen verstorbenen Sonya Dorman sieht auch die Bedeutung der Story und hat sie dem Magazin kostenfrei zur Verfügung gestellt. Eine noble Geste, da sie einen guten Abschluss bildet.

Der sekundärliterarische Teil besteht »nur« aus dem Essay »Kein Abschluss« von Jasmina Tesanovic. Die Autorin blickt auf ihre sterbende Mutter zurück. Wie immer im Leben gibt es beim Abschied nehmen keinen Abschluss. Es bleiben Tausende Fragen neben der plötzlichen Leere übrig. Sie kann nur wenig für ihre eigenen Rollen als spätere Mutter und auch Großmutter mitnehmen. Das wirkt auch ein wenig einseitig, denn Kinder nehmen im

Allgemeinen irgendetwas direkt oder indirekt von ihren Eltern mit. Eine derartige Barriere wirkt literarisch überzogen. Natürlich muss das Thema Mutter in einem sich verändernden Umfeld immer wieder hinterfragt und neu definiert werden. Das gilt genauso für den Vater, denn die Kinder verändern sich in ihrer jeweiligen Umwelt auch. Daher wirkt die ursprüngliche These ein wenig dogmatisch, die »Lösung« im Grunde normal und bis auf den emotionalen Auftakt stellt sich der Leser die Frage, welchen Sinn dieses Essay wirklich hat. Echte Erkenntnisse außer der Überraschung der Autorin, dass dogmatisches Verhalten nicht funktioniert, beinhaltet dieses Essay nicht.

Die Kurzgeschichten sind gut von Gabriele Behrend, Gaby Hylla, Marianne Labisch, Jaana Redflower, Christine Schlicht,

Meike Schultchen und Si-yü Steuber illustriert worden. Die Mischung aus Farbe mit dem auffälligen, aber sich in keiner der Geschichten widerspiegelnden Titelbild und Schwarz-weiß ist gelungen.

»NOVA« 35 fordert in den ersten Storys ein wenig Geduld vom Leser. Die Texte sind zwar ambitioniert, aber auch nicht wirklich effektiv. In der zweiten Hälfte gewinnen die einzelnen Geschichten deutlich an Qualität und unterhalten provozierend gut. Das grundlegende Thema wird auf sehr unterschiedliche Art und Weise von allen Storys erfüllt, sodass die erste »Nova« Themenausgabe in technischer Hinsicht alle Erwartungen erfüllt, in qualitativer Hinsicht allerdings eine Achterbahnfahrt darstellt.

(Thomas Harbach)

